

Freie Universität Berlin  
Fachbereich Germanistik / Neuere Deutsche Literatur  
Magister-Arbeit

# Der Schlußakt des zweiten ‚Faust‘ als staatswirtschaftliche ‚Denkübung‘

Herrn Prof. Schings  
vorgelegt von:

André Renis

**Berlin, den 06.02.2003**

# Inhaltsverzeichnis

<b>INHALTSVERZEICHNIS.....</b>	<b>1</b>
<b>1. EINLEITUNG.....</b>	<b>2</b>
<b>2. DER VIERTE AKT UND DIE JULIREVOLUTION VON 1830.....</b>	<b>7</b>
2.1 ANARCHIE UND RESTAURATION.....	7
2.2 POLITISCHE METAPHERN .....	13
2.2.1 <i>Wasser</i> .....	13
2.2.2 <i>Feuer</i> .....	18
2.3 DIE JULIREVOLUTION VON 1830 .....	20
<b>3. SAINT-SIMONISMUS IM VIERTEN UND FÜNFTEN AKT.....</b>	<b>24</b>
3.1 ZUR QUELLENLAGE.....	24
3.2 RELIGIÖSER ÜBERBAU DES LANDGEWINNUNGSVORHABENS .....	35
3.3 FAUSTS „HERRSCHAFT“ UND „EIGENTUM“ IM FÜNFTEN AKT .....	42
<b>4. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK.....</b>	<b>68</b>
<b>5. LITERATUR- UND ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS .....</b>	<b>71</b>
5.1 GOETHE: WERKE, BRIEFE UND GESPRÄCHE.....	71
5.2 SONSTIGE PRIMÄRLITERATUR DER GOETHEZEIT .....	71
5.3 HILFSMITTEL / LEXIKA.....	71
5.4. SEKUNDÄRLITERATUR ZU GOETHE .....	72
5.4.1 <i>Sekundärliteratur zum ‚Faust‘</i> .....	72
5.4.2 <i>Sekundärliteratur zu Goethe im Zusammenhang mit dem Saint-Simonismus</i> .....	73
5.4.3 <i>Sonstige Sekundärliteratur zu Goethe</i> .....	74
5.5 LITERATUR ZU SAINT-SIMON, ZUM SAINT-SIMONISMUS UND ZUR JULIREVOLUTION .....	74
5.6 ZEITUNGEN / ZEITSCHRIFTEN .....	75
5.7 SONSTIGE LITERATUR .....	75
<b>6. VERSICHERUNG.....</b>	<b>76</b>

# 1. Einleitung

*„Darin liegt eben für mich das Rätsel und das neue Problem, daß ein Greis am Ende seiner Laufbahn noch ein Radikaler wird.“  
(Goethe über Bentham im Gespräch mit Soret vom 3.2.1830)<sup>1</sup>*

In seiner Untersuchung zur politischen Utopie der Neuzeit stellt Richard Saage einen markanten Bruch heraus, der sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts im literarischen Genre der Utopie ereignet habe. Das auslösende Moment dieses Bruches sei die freigesetzte Veränderungsenergie durch die Mittel moderner Technik. Die Utopisten der Tradition seien zwar seit jeher an der Spitze des technischen Fortschrittes marschiert, aber die Entdeckung und Nutzung des Maschinenwesens stelle alles Bisherige in den Schatten:

„Der Unterschied der Verkehrstechnik, die Karl dem Großen und Napoleon zur Verfügung standen, schmilzt zu Null zusammen, wenn er mit den Entwicklungen des Dampfschiffs, der Eisenbahn [...] verglichen wird, die in einem Jahrhundert vor sich ging. Einzelne Erfindungen sind immer gemacht worden; sie waren glückliche Einfälle oder Ergebnisse individueller Geduld und wurden empirisch überliefert. Das 19. Jahrhundert hat die Technik zum erstenmal auf exakte Naturwissenschaft begründet und umgekehrt die technische Aufgabe zum Anreiz der Naturforschung gemacht. Seine Erfindungen sind nicht mehr Zufall und Glück, sondern planmäßig, mit den Waffen der Technik errungene Siege über die Natur.“<sup>2</sup>

Die Faszination einer Naturbeherrschung durch Wissenschaft und Technik wird von allen neueren Utopisten - Saage sieht die Autoren Saint-Simon, Fourier und Owen als paradigmatisch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts - ohne Ausnahme geteilt und gipfelt in den kaum in Frage gestellten Glauben an einen ungehemmten Fortschritt auch des Gesellschaftlichen als „Progreß ins Unendliche“<sup>3</sup> und einem damit zu erwartenden neuen gesellschaftlichen Reichtum. Interessant an Saages Ausführungen ist der Nachweis, daß es gerade die Fortschritte der technischen Naturbeherrschung sind, die den Glauben auch eines damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Fortschritts erzeugen. Der durch die moderne Technik entfachte Fortschrittsglaube beeinflusse sogar das Verhältnis der Autoren zu den aufgestellten Idealen: „Den älteren Utopisten

---

<sup>1</sup> Frédéric Soret: „Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit“, hrsg. von H. H. Houben, Leipzig 1929, S. 370 (zit. als: Houben).

<sup>2</sup> Saage, Richard: „Politische Utopien der Neuzeit“, Darmstadt 1991, S. 151f.

<sup>3</sup> Saage, a.a.O., S. 223.

vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war [...] die Fiktion ihrer idealen Staaten oder Sozietäten ein kognitives Prinzip, in dessen Licht sie die Defizite der Gesellschaften ihrer Zeit ohne sozialrevolutionären Anspruch reflektieren wollten.“<sup>4</sup> Ganz anders jedoch die Neueren: Die „Wende von der Kontemplation zur Aktion wird zum eigentlichen Kern der Sozialutopie des 19. Jahrhunderts.“<sup>5</sup> Das Neue und Erstaunliche an den neueren Utopien sei nach Saage der durchgängige Glaube der Autoren, daß sich ihre Vorstellungen in naher Zukunft auch tatsächlich verwirklichen würden. Die ehemals kontemplativen Utopisten werden durch die Revolution der Technik und den dadurch entfalteten Fortschrittsoptimismus zu Sozialrevolutionären.

Die eigentümliche Mischung aus einem konsequenten Elitedenken, das nur den Fähigsten und Besten im Staat Verantwortung übertragen will, einer religiösen Begeisterung für den beginnenden Industriekapitalismus und einem damit dennoch verbundenen tiefen Mitleid für das sich abzeichnende Elend der arbeitenden Klasse, „la classe la plus nombreuse et la plus pauvre“<sup>6</sup>, findet sich in dieser Zusammenstellung wohl einzig bei Claude Henri de Saint-Simon. Enthusiastisch wurde Saint-Simons Utopie einer neuen gesellschaftlichen Wirklichkeit nach seinem Tod von der sich herausbildenden Schule, den Saint-Simonisten, aufgenommen und im Sinne ihres Meisters weitergedacht. Was an politischen und ökonomischen Ideen bei Saint-Simon nur in loser Zusammenstellung und Unordnung zu finden ist, beabsichtigten die Saint-Simonisten in ein überzeugendes Theoriegebäude zu überführen. Die zunächst nur kleine Arbeits- und Redaktionsgemeinschaft wurde durch den ungeheuren Zulauf gerade zur Zeit der Julirevolution immer mehr zu einer religiösen Gemeinschaft, zu einer Sekte, deren ‚Predigten‘ nicht selten zu Massenereignissen mit mehreren tausend Zuhörern wurden. Zeitungen wurden gegründet, bestehende Zeitungen übernommen. ‚Missionare‘ verbreiteten mit unterschiedlichem Erfolg das ‚Neue Christentum‘ in ganz Europa. Besonders im Auge hatte man die in Wissenschaft und Kunst führenden Intellektuellen Europas, denn gerade sie als die Fähigsten und Besten galt es für die Sache des neuen Industriestaates zu gewinnen. Der Glaube an eine stetig wachsende Beherrschung der Natur durch die immer raffinierter werdenden Mittel der Wissenschaft und Technik ist die

---

<sup>4</sup> Ebd., S. 221.

<sup>5</sup> Ebd., S. 224.

<sup>6</sup> Zitiert aus dem Motto des ‚Globe‘ vom 18.01.1831.

eigentliche Triebkraft der Saint-Simonisten, die ganz im Sinne der oben genannten These tatsächlich daran glaubten, daß sich der von ihnen prophezeite Wandel der Gesellschaft auch wirklich in absehbarer Zeit vollziehen würde.

Die in der Goethe-Forschung diskutierte These einer möglichen Beeinflussung der beiden Schlußakte des ‚Faust‘ durch Goethes zeitgleiche Rezeption der Saint-Simonisten entfaltet gerade im Zusammentreffen der beiden Hauptkomponenten dieser neuen Gesellschaftsauffassung ihre Glaubwürdigkeit: Naturbeherrschung und sozial verstandener utopischer Veränderungsimpuls.

Die vorliegende Arbeit diskutiert in Kapitel 3.3 die Rolle Fausts im fünften Akt im Zusammenhang dieser Forschungsthese und wertet die Tragweite des Ansatzes. Ob nicht Saint-Simonistische Einflüsse bereits im vierten Akt des ‚Faust‘ zu finden sind, wird in Kapitel 3.2 erwogen. Eingeleitet wird das dritte Kapitel dieser Arbeit durch eine Diskussion des Quellenmaterials, das die Forschung bisher zu diesem Thema herangezogen hat.

Der hundertjährige Greis Faust startet am Ende seiner Laufbahn ein gewaltiges Kolonialisationsprojekt. Dem Meer soll durch Eindeichung und anschließender Trockenlegung bewohnbares Land abgerungen werden, auf dem viele Millionen den anbrausenden Elementen trotzen. Doch vorerst müssen Faust und Mephisto dem Kaiser aus der Not helfen und sich den dafür notwendigen Küstenstreifen erst einmal verdienen.

Während Goethe in Weimar an den Plänen für die Fortsetzung seines „Hauptgeschäftes“ laborierte, ereignete sich im Sommer 1830 die von vielen stillen Beobachtern bereits geahnte Revolution in Paris. In Weimar sind die politischen Ereignisse in aller Munde, französische Zeitungen gehen von Hand zu Hand, ganz Europa nimmt Teil an diesem Ereignis. Hatte Ludwig XVIII. noch reichlich Fingerspitzengefühl für sein Restaurationsanliegen unter dem wachsenden Einfluss der Bourgeoisie bewiesen, so glaubte sein Bruder Karl X., die Früchte dieser Arbeit mühelos ernten und ausweiten zu können, ohne sich um die nunmehr vielfältige Interessenlage in Frankreich kümmern zu müssen. Daß Karl X. nach den Juliordonnanzen innerhalb von nur drei Tagen aus seinem Land gejagt wurde, war das eigentlich Erstaunliche an der Julirevolution. Goethe bezeichnete die Julirevolution als „die größte Denkübung, die ihm am

Schlusse seines Lebens habe werden können“<sup>7</sup> und sollte sogar recht behalten mit seiner Besorgnis, daß „das in Frankreich entzündete Feuer sich, nicht sowohl verbreitet als verderblich überspringt.“<sup>8</sup> Das Ausmaß der Gewalt in Paris war 1830 im Vergleich zu 1789 eher gering. Sehr viel koordinierter, mit klar formuliertem politischen Anliegen und einer bis dahin nicht dagewesenen Geschwindigkeit wurde der Bruch mit dem Souverän herbeigeführt. Nicht nur der europäische „Norden“<sup>9</sup> war in Brand gesetzt, sondern selbst in Italien und im europäischen Osten verbreitete sich die Nachricht, wie man mit unliebsamen Machthabern neuerdings verfährt.

Einer Revolution seiner Untertanen ist auch der Kaiser im vierten Akt ausgesetzt. Nach den Studien von Gottlieb Schuchardt und John Williams<sup>10</sup> ergibt sich darüber hinaus eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen den Metaphern, die Goethe im Privaten zur Beschreibung der Juliereignisse findet, und den Sprachbildern, die im vierten Akt das Revolutionsgeschehen begleiten. In Kapitel 2.2 wird die Verwendungsweise und der in diesen Metaphern zur Sprache kommende politische Gehalt erörtert. Das Kapitel 2.3 geht der Frage nach, inwieweit sich die Ereignisse in Frankreich und das politische Geschehen im vierten Akt zur Deckung bringen lassen. Die leitende Fragestellung und der größte Argumentationsaufwand dieser Arbeit hat sich an einer These entwickelt, die Hans Rudolf Vaget in den Problemzusammenhang des vierten und fünften Aktes geworfen hat: „Das Ziel einer überzeugenden Interpretation müßte es sein, [...] Fausts Verhalten im 4. und 5. Akt samt der Restauration des Reiches als eine in sich stimmige Konzeption zu erweisen.“<sup>11</sup> Eine politisch-ideologische Einschätzung der Rolle Fausts im fünften Akt kann nur dann plausibel werden, wenn sich diese Einschätzung mit Fausts politischer Motivierung im vierten Akt in Einklang bringen läßt. Immer wieder werden deshalb im Verlauf dieser Arbeit die Voraussetzungen des vierten Aktes aufgesucht, die das Bild Fausts im fünften Akt schärfer zu stellen versuchen. Als Einleitung dieses Themenbereiches wird daher in Kapitel 2.1 Fausts Parteinahme für die

---

<sup>7</sup> Von Müller an Rochlitz, 4.9.1830, zit. nach Williams, John R.: „Die Rache der Kraniche. Goethe, Faust II und die Julirevolution“, Zeitschrift für deutsche Philologie, 103. Band (1984), S. 117.

<sup>8</sup> An Gersdorff, 9.9.1830, WA IV, 47, S. 212.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Schuchardt, Gottlieb C.L.: „Julirevolution, St. Simonismus und die Faustpartien von 1831“, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 60 (1935), S. 240-274 und 362-384. Williams, a.a.O.

<sup>11</sup> Vaget, Hans Rudolf: „Faust, der Feudalismus und die Restauration“, Aus: Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980, S. 345-351, hier: S. 346.

Fraktion des Kaisers diskutiert. Goethes „Denkübung“ am Thema der Revolution soll sich dadurch nicht zuletzt auch als eine Übung am staatswirtschaftlichen und politischen Denken der Saint-Simonisten erweisen.

## 2. Der vierte Akt und die Julirevolution von 1830

### 2.1 Anarchie und Restauration

Daß dieser Kaiser sein Reich nicht zusammenhalten wird können, das hätte dem Leser des vierten Aktes durch die Schilderung der Aufstände gar nicht erst vor Augen geführt werden müssen. Erklärt der Obergeneral etwa dem Kaiser die Aufstellung, die Anordnung der Truppen für den erhofften Gewinn, so vermag der Kaiser, trotz der unmittelbaren Bedrohung seiner Existenz durch die Truppen des Gegenkaisers, sich noch an dem *schönen Blick* (V. 10367)<sup>12</sup> erfreuen, den seine aufgereihten Truppen in der Vorgebirgs-Landschaft ihm darbieten. Liest man, welche Kräfte seinen Sturz herbeizuführen gedenken, dann verwundert seine Ruhe, mit der er sich dem ästhetischen Genuß in diesem Augenblick hingeben kann. Aufgrund überhandnehmender anarchischer Zustände haben sich die *Besten* und *Tüchtigen* des Landes zusammengeschlossen, einen Gegenkaiser unter sich gewählt und mit dem Segen der Kirche (*Der Auf-ruhr ward geheiligt*) den gewaltsamen Sturz des Kaisers in Angriff genommen, zur Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung. Im Volk findet der Putschversuch des Gegenkaisers breite Unterstützung.<sup>13</sup> Ein Bürgerkrieg bahnt sich an:

Die Tüchtigen sie standen auf mit Kraft  
Und sagten: Herr ist der uns Ruhe schafft.  
Der Kaiser kanns nicht, wills nicht – laßt uns wählen,  
Den neuen Kaiser neu das Reich beseelen,  
Indem er jeden sicher stellt,  
In einer frisch geschaffnen Welt  
Fried' und Gerechtigkeit vermählen. (V.10277-10284)

Der Kaiser ist ein verweichlichter, handlungsunfähiger Genußmensch durch und durch. *Er selbst genoß und wie!* Nicht ohne Grund wird der Obergeneral diesem Kaiser *vom Kriegen abgeraten* und ihn *geeigneter zum Ringspiel* befunden haben. Zwar habe der Kaiser *von Sieg und Ruhm [...] verwirrt geträumt*, doch dem Vertrauen in seine Qualitäten als energischer Feldherr mag dieser Umstand kaum beihelfen.<sup>14</sup> In einer frühen Skizze<sup>15</sup> zum 4. Akt sollte

---

<sup>12</sup>Zitiert wird der ‚Faust‘ im Folgenden unter Angabe der Versnummer nach: Johann Wolfgang Goethe: „Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche“, Bd. 7.1, „Faust. Texte“, hrsg. und kommentiert von Albrecht Schöne (FA), Frankfurt am Main 1993. Auf die Versangabe wird im Weiteren verzichtet, solange die zur Diskussion stehende Szene nicht verlassen wird.

<sup>13</sup> Vgl. V. 10406.

<sup>14</sup> Anderer Auffassung ist z.B. Heinz Hamm, der den Kaisers „gar nicht unsympathisch“ findet und hinter der Partei des Gegenkaisers nur „demagogische Losungen, hinter denen sich die gemeinsten egoistischen Zwecke verbergen“ vermutet. Vgl.: Hamm, Heinz: Julirevolution,

der Gegensatz der beiden Antagonisten noch schärfer herausgearbeitet werden. Dem Gegenkaiser als *weiser Fürst* steht dort ein *thörriger Kayser* entgegen. Der Gegensatz ist in der Endfassung freilich abgemildert, aber dennoch gegenwärtig.

Es besteht eigentlich kein Zweifel: Diese Schlacht hätte der Kaiser nicht gewonnen - wären da nicht Faust und Mephisto gewesen. Und selbst mit magischer Beihilfe sieht es zeitweilig schlecht aus für die Truppen des Kaisers. Die Stellung am *wichtigen Paß* zur Gebirgsseite, von der der Obergeneral anfangs noch behauptet hatte: *hier scheitern Feindeskäfte*, ist im Verlauf des Gefechts fast eingenommen worden. Der Verlust dieser Stellung, die eine Schlüsselfunktion in der Taktik des Obergenerals hat, käme einer Gesamtniederlage gleich. Der natürliche, nicht magisch veränderte Verlauf der Handlung wäre der Sieg für die aufständischen Truppen des Gegenkaisers.

Zweifellos bietet der Gegenkaiser eine „positive politische Alternative zum Kaiser und zu der existierenden Form des Feudalsystems“<sup>16</sup>, wenn Faust und Mephisto zunächst auch nur Spott übrig haben für die Ambitionen des Gegenkaisers.

Der *wohlgenährte Bauch der Pfaffen* ist unter den gegenwärtigen, anarchischen Zuständen in Gefahr. Nicht ohne Eigennutz wird die Kirche sich hier dem, der *Ruhe schafft*, angeschlossen haben, wenn sogar in *Kirchen Mord und Totschlag* herrscht. Mephisto zeichnet in seiner Schilderung der Umstände den Kaiser direkt für die Verhältnisse verantwortlich:

So ist er nicht! Er selbst genoß und wie!  
Indes zerfiel das Reich in Anarchie,  
Wo groß und klein sich kreuz und quer befehdeten,  
Und Brüder sich vertrieben, töteten.  
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,  
Zunft gegen Adel – Fehde hat,  
Der Bischof mit Kapitel und Gemeinde;  
Was sich nur ansah waren Feinde.  
In Kirchen Mord und Totschlag, vor den Toren  
Ist jeder Kauf- und Wandersmann verloren.  
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;  
Denn leben hieß sich wehren – Nun das ging. [...]  
Und solchen Zustand durfte niemand schelten,  
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten.  
Der Kleinste selbst er galt für voll. (V. 10260ff.)

---

Saint-Simonismus und Goethes abschließende Arbeit am 'Faust', S. 267-277. In: Aufsätze zu Goethes 'Faust II', Darmstadt 1991, S. 270 (Hamm 1991).

<sup>15</sup> Vgl. Paralipomenon 179.1-179.3, FA 7.1, S. 706 und im Kommentar-Band FA 7.2, S. 1040f.

<sup>16</sup> Aus: Vaget, a.a.O., S. 347.

Die Zustände sind kaum zu beschönigen. Tiefer verwundet kann ein Staat nicht sein. *Der Kleinste selbst er galt für voll.* Der Geist der *Kühnheit* erobert das Feld in dem verfallenden Reich des Kaisers, dessen Genußsucht und Unfähigkeit die Zustände wenn nicht gar direkt bewirkt, dann wenigstens reichlich gefördert haben. Anarchie und Willkür ist das Begriffspaar, um das sich die politischen Zustände hier im vierten Akt bewegen. – Der Anarchie als „gesetzlose[m] Zustand, gekennzeichnet durch Unordnung und individualistische[r] Willkür“<sup>17</sup>, stand Goethe, „dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen, als der Tod selbst“<sup>18</sup>, nicht unbedingt positiv gegenüber. Im Gegenteil, sie erregte seine tiefste Abscheu.

Trotz des von Berufs wegen optimistischen Obergenerals, der dann auch bei bedrohlicher Stellung ziemlich schnell das Feld zu räumen weiß, ist Mephisto reichlich kritisch, was die Einschätzung der Situation des Kaisers angeht. Dessen Truppen haben sich unter den vorausgegangen Aufständen bereits in dieses enge Tal, *vielleicht zur letzten Schlacht*, geflüchtet. Mephisto ist es, der den Vorschlag macht, den Kaiser und nicht den Gegenkaiser mit *Kriegslist* zu unterstützen. Zwar ist die *Stellung [...] gut [...] genommen*, aber ohne *Trug* und *Zauberblendwerk* wird da wohl nichts mehr zu machen sein, ahnt Faust noch im Hochgebirg, die Szenerie im Tal betrachtend.

Vollends ironisiert wird unser feudalabsolutistischer Kaiser in der Erzämter-Szene, in der das alte Reich feierlich restauriert wird. Der Kaiser hat nichts Eiligeres zu tun, als seinen Hofstaat zu reorganisieren. Die vier wichtigen Aufgaben, die er an die vier an der Schlacht beteiligten Fürsten delegiert, bestehen in der Organisation von Festen, in der Disziplinierung der Dienerschaft, in der Zubereitung von *Lieblingsspeisen*, und auch die Kellereien des Kaisers sollen *aufs reichlichste versorgt [werden] mit gutem Weine*. Der späten Selbsteinsicht des Kaisers mag man nur schwerlich Glauben schenken:

Ein junger muntre Fürst mag seinen Tag vergeuden,  
Die Jahre lehren in des Augenblicks Bedeuten. (V. 10870-10871)

*Regieren und zugleich genießen* wird seine Devise bleiben, dessen kann man sich sicher sein

---

<sup>17</sup> Goethe-Wörterbuch, Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Stuttgart/ Berlin/ Köln/ Mainz 1978ff., Bd. 1, Sp. 468.

<sup>18</sup> WA I, 31, S. 229.

Faust und Mephisto haben dem Kaiser durch ihre Beihilfe den Sieg verschafft. Im Hochgebirg (V. 10160ff.) hatte Mephisto Faust das Leben eines reichen, adligen Genußmenschen vor Augen geführt und angeboten; doch der hatte entschieden abgelehnt: *Schlecht und modern! Sardanapal!* – Wie kommt es, daß Faust jetzt dem Kaiser, der ja diesem adligen Genußmenschen sehr ähnlich ist, seine Unterstützung nicht versagt? *Er jammert mich, er war so gut und offen.* (V.10291) erwidert Faust, als er zur Kenntnis nehmen muß, daß es um die Stellung des Kaisers nicht gut steht. Auch noch das im Mai 1831 kurz vor der Niederschrift der endgültigen Fassung des 4. Aktes entworfene „Scenario zum 4. Act“<sup>19</sup> notiert: *Faust aus alter Neigung wünscht dem Monarchen zu helfen.* Doch reicht eine persönliche Motivation Fausts, bei der noch Schuld wegen des *falschen Reichtums* und der Wunsch nach Wiedergutmachung als Gründe angeführt werden könnten, um diese Parteinahme überzeugend zu begründen?<sup>20</sup> - Das Begründungsdefizit, das sich bei einer solchen Interpretation ergibt, ist die fehlende politische Motivation für Fausts Landgewinnungsvorhaben im fünften Akt. Vor dem Hintergrund der durch und durch politischen Handlung des vierten Aktes, dem Zusammenhang aus Revolution, Anarchie, feudaler Monarchie, Restauration und der Reformpolitik des Gegenkaisers, wäre Fausts Haltung absolut indifferent. Kein kausaler Zusammenhang bestünde zwischen dem dramatischen Geschehen und der inneren Motivierung des Protagonisten, dessen Handlungen jedoch aufs engste mit dem Politischen verknüpft sind. Die vorliegende Interpretation will dazu im Gegensatz von einer politischen Motivierung Fausts ausgehen.

Mephisto und Faust ergreifen in der kriegerischen Auseinandersetzung entschieden Partei für die schwächere Fraktion. Um so dankbarer wird diese dann sein, sollte durch die Mithilfe der Sieg errungen werden. Vor diesem Hintergrund erweist sich ihre Mithilfe als rein zweckrational. - Man könnte annehmen, daß das Lehen des Küstenstreifens, wegen der für Handel und Krieg strategisch so wichtigen Bedeutung, einen beträchtlichen Wert darstellt, den sich Faust bei Parteinahme des ohnehin siegreichen Gegenkaisers nicht so leicht

---

<sup>19</sup> Paralipomenon P178, FA 7.1, S. 707.

<sup>20</sup> So z.B. der Kommentar der ‚Münchener Ausgabe‘, MA, 18.1., S. 1053f: Faust fühle sich von der „großen Individualität“ des Kaisers angezogen. „Statt der Chance, aus dem ihn abstoßenden Krieg Vorteil in eigener Sache zu ziehen, ergreift er ihn, um dem Kaiser in seiner ‚Schicksalsstunde‘ beizustehen.“

verdient hätte. Dieser Interpretation widerspricht jedoch das bereits erwähnte „Scenario zum 4. Act“, in dem es ausdrücklich heißt:

Faust bringt seine Ansprüche vor an die unfruchtbaren Meeresufer.  
Man ist zufrieden ihn so leicht abzufinden.

Fausts ‚Wertschöpfung‘ im 5. Akt entsteht aus für die beteiligten Personen als *unfruchtbar* und wertlos angesehenem Grund und Boden. Auch der Gegenkaiser hätte hier also Faust dieses Geschenk machen können, bei erfolgreicher Mithilfe. Fausts Handeln als ‚zweckrational‘ zu klassifizieren, erweist sich als schwaches Argument.

Der Tatsache jedoch, daß sich Faust dem Kaiser statt dem Gegenkaiser anschließt, trotz all der Einsicht in das Unvermögen, mit dem der Kaiser sein Amt wahrnimmt, läßt sich kaum widersprechen. Hans Rudolf Vaget hat für das entstandene Begründungsdefizit eine interessante Argumentation geliefert. Er zieht zur Deutung der Pro-Kaiserlichen Gesinnung Fausts den ersten Teil der Hochgebirgsszene heran. Der geognostische Disput zwischen Mephisto und Faust über die Deutungshoheit der an der Erdenstehung beteiligten Kräfte ergibt eine Positionierung Fausts als ‚Neptunisten‘ und Mephisto als entschiedenen ‚Vulkanisten‘. Mephistos Theorie der eruptiven, gewaltsamen Bildung der Erdoberfläche hält Faust eine Vorstellung der langsamen, evolutionären Entwicklung entgegen. Diese Begriffe werden im Laufe ihres Disputs zu universalen Kategorien, die nicht nur Prozesse in der Natur, sondern auch in der Gesellschaft zu erklären beanspruchen. Die Erklärungsmacht dieser Positionen ist auf Totalität hin angelegt.<sup>21</sup> Der politische ‚Neptunist‘ Faust begegnet jeder gewaltsamen, jeder revolutionären Veränderung der Gesellschaft mit tiefem Abscheu, so daß seine Parteinahme für den Kaiser vor diesem Hintergrund in Übereinstimmung mit seinen Grundüberzeugungen begriffen werden kann. Seinem auf Herrschaft und Grundbesitz abzielenden Landgewinnungsvorhaben „schafft die völlige Restauration des feudalen Systems [...] günstigere Voraussetzungen als sie von einem Sieg des Gegenkaisers zu erwarten wären“<sup>22</sup>.

---

<sup>21</sup> Vgl. Schöne, Albrecht: "...wie Teufel die Natur betrachten", In: GJB 111 (1994), S. 141-150, S. 150: „[Goethes] Zuversicht, zu universalen Bestimmungen hindringen zu können, die auf solche Weise Geologie und Politologie, Natur und Geschichte umgreifen, haben wir unwiederbringlich verloren.

<sup>22</sup> Vaget, a.a.O., S. 348. – Es lassen sich noch zwei Befunde der Forschung heranziehen, die für die hier vollzogene Charakterisierung - insbesondere der Person des Kaisers - sprechen. Ralf-Henning Steinmetz (vgl.: R.-H.S.: Goethe, Guibert und Carl von Österreich. In: GJB 111, 1994, S. 151-170) hat nachgewiesen, daß es sich bei der dargestellten Kriegstaktik um zeitgenössische Militärtheorie handelt, bei der der Gegenkaiser eindeutig die fortschrittlichere Positi-

Als Resultat des vierten Aktes erscheint Faust zunächst in Übereinstimmung mit seinen Überzeugungen als Nutznießer einer verkommenen, rückwärtsgerwandten feudalen Monarchie, und er erhält zum Lohn für seine Beihilfe *die Lehn von grenzenlosem Strande*. - Wird sich mit dem Sieg des Kaisers qualitativ irgend etwas an den Zuständen im Reich ändern? Der Kaiser ist *aufs reichlichste versorgt mit gutem Weine*: daß hier noch Veränderungsimpulse zu erwarten sind, wäre dann doch etwas zu optimistisch. Die Restauration des Kaiserreichs ist als Farce, als *schale[] Posse[]* (V. 10492) inszeniert. *Märchen sagt: - Es war einmal* (V. 10496), so der treffende Spott der gegenkaiserlichen Fraktion. Was jetzt zu erwarten sein wird, hat Faust schon zu Beginn des Aktes geahnt. Für ihn ist der Vorgang nichts Neues, hat er sich im Präteritum schon des Öfteren wiederholt:

Es ging, es hinkte, fiel, stand wieder auf;  
Dann überschlug sich's, rollte plump zu Hauf. (V. 10272f.)

Am Ende des vierten Aktes steht der Kaiser *wieder auf*. Das darauf sich unvermeidlich einstellende ‚Überschlagen‘ ist nicht mehr Teil der Darstellung. Eine erneute „Anarchie, in welcher sich jeder selbst konstituierte, und so eng oder so weit, als es gehen mochte, mit seinen Bemühungen zu wirken trachtete“<sup>23</sup>, steht für dieses Reich zu erwarten.

---

on (Guibert) einnimmt, u.a. von Napoleon erfolgreich angewendet. Der Kaiser hingegen favorisiert eine Taktik (von Österreich), die demgegenüber als schwächer und überholt erscheinen muß. Durch die Parteinahme Fausts für das Lager der veralteten Taktiker erscheint er auch in dieser Hinsicht als reaktionär und anachronistisch.

Zusammenfassend stellt Albrecht Schöne (FA 7.2, S. 691f.) seine Untersuchungen zum in der Erzämter-Szene verwendeten Versmaß dar, dem barocken Alexandriner. Aufgrund der nahezu 60 metrischen Fehler, die in dieser Szene enthalten sind, kommt er zu dem Schluß: „Das Metrum wird dem sprachlichen Material geradezu mühsam und nicht selten mangelhaft übergestülpt. So kommt ein hülsenhaftes Formzitat zustande, das sich durch den ihm eingepprägten Anspruch auf eine vergangene Größe beruft und zugleich doch zu erkennen gibt, wie weit es dahinter zurückbleibt.“ Die der Szene zugrunde liegende Form parodierte fortlaufend den Inhalt.

Ganz und gar anderer Auffassung ist z.B. Jochen Schmidt: „Um die Konfrontation der neuen mit der alten Zeit zu markieren, hat Goethe im vierten Akt dem Kaiser, der auf Fausts moderne Mittel vertrauen kann, einen Gegenkaiser gegenübergestellt, der über diese Mittel noch nicht verfügt und deshalb unterliegen muß.“ J.S. : „Goethes Faust“, München 1999, S. 228.

<sup>23</sup> Goethe: „Anzeige und Übersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre. Historischer Teil“, WA II, 4, S. 406.

## 2.2 Politische Metaphern

Der 4. Akt ist von Goethe unter dem frischen Eindruck der Julirevolution, jener „Reprise der Tragödie von 1790“<sup>24</sup>, geschrieben worden. Daß der alte Goethe sich von den Tagesereignissen in seine literarische und wissenschaftliche Einsiedelei zurückgezogen habe, ist eine These der älteren Forschung, der aber u.a. von Schuchhardt, Boyle und Williams<sup>25</sup> bereits so vehement widersprochen wurde, daß hier an deren Forschungsergebnissen angeschlossen werden kann. Die Behauptung, daß die beiden Schlußakte vom tagespolitischen Interesse des alten Goethe in Themen und Motivwahl nicht nur am Rande beeinflußt worden seien, findet trotz der einschlägigen Arbeiten wenig Beachtung.<sup>26</sup> Der gesamte politische Kontext im vierten Akt wird in Metaphern der Elemente Feuer und Wasser chiffriert. Die Untersuchungen von Schuchhardt und Williams stellen ein Gleiches heraus für Goethes Wort- und Sprachgebrauch, bezogen auf seine Äußerungen zur Julirevolution von 1830. In einer kurzen Darstellung, wie im vierten Akt diese Metaphern Verwendung finden, soll der sich in ihnen spiegelnde Kontext umrissen werden.

### 2.2.1 Wasser

Der geognostische Disput zu Beginn des vierten Aktes läßt Faust als einen Fürsprecher der neptunistischen Auffassung erscheinen. Da Goethe in der vorliegenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung seiner Zeit ebenfalls eher mit dem ‚neptunistischen‘ Erklärungsmodell über die Entstehung und Bildung der Erdoberfläche sympathisierte<sup>27</sup>, nimmt es nicht Wunder, daß das ‚neptunistische Projekt‘ Fausts, sein Landgewinnungsvorhaben durch Eindeichung des Meeresstrandes, von der Forschung gerne mit positiven Augen gesehen wird. Da Faust hier also stellvertretend für Goethe das Wort ergreife, sei dessen Vorhaben durch die wissenschaftliche Kompetenz des Autors legitimiert. Doch das

---

<sup>24</sup> An Knebel 12.09.1830, WA IV, 47, S. 217 .

<sup>25</sup> Schuchardt, a.a.O. Boyle, Nicholas: „The Politics of Faust II: Another Look at the Stratum of 1831“, in: Publications of the Engl. Goethe Society 52 (1983), S.4-43. Williams, a.a.O.

<sup>26</sup> Unter den neueren Faust-Kommentaren sind vor allem die Münchener Ausgabe (MA) und der Artikel zum Faust II im „Goethe-Handbuch“ von Gert Mattenklott zu nennen. Beide Kommentare nehmen keinerlei Notiz von diesem Forschungsbereich.

<sup>27</sup> Vgl. FA 7.2. S. 646 ff.

dabei oft formulierte Schema - negativer Vulkanismus / Revolution als des Teufels vs. positiver Neptunismus / Evolution - beschreibt das Verhältnis dieser Positionen nicht zureichend.

FAUST

Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm,  
Ich frage nicht woher und nicht warum?  
Als die Natur sich in sich selbst gegründet,  
Da hat sie rein den Erdball abgeründet.  
Der Gipfel sich, der Schluchten sich erfreut,  
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;  
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,  
Mit sanftem Zug sie in das Tal gemildet.  
Da grünts und wächst's, und um sich zu erfreuen  
Bedarf sie nicht der tollen Strudeleien. (V. 100095- 10104)

Im Anschluß an die Debatte zwischen Anaxagoras und Thales beschreibt der Neptunist Faust hier das zurückweichende ‚Urmeer‘ der Neptunisten<sup>28</sup> und die Entstehung der Gesteinsformationen als einen evolutionären, langsamen Prozeß, im Gegensatz zu den *tollen Strudeleien*, die Mephisto vorher zur Argumentation genutzt hatte. Die Rede war vom Zentralfeuer im Innern der Erde, das sich gewaltsam als Explosion Luft machte und im Nu dieses Hochgebirge hat entstehen lassen. Die eigentlich positive Schätzung des Wasser-Elements kommt hier zum Zuge: Natur, als Kind des Wassers, ist mild, freudig, sanft und fruchtbar. Diese freundliche Seite des Wasser-Elements wird kurz darauf durch ihre andere Seite in Frage gestellt.

FAUST

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen,  
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu türmen.  
Dann ließ es nach und schüttete die Wogen,  
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.  
Und das verdroß mich. Wie der Übermut  
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,  
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut  
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt.  
Ich hielt's für Zufall, schärfte meinen Blick,  
Die Woge stand und rollte dann zurück,  
Entfernte sich vom stolz erreichten Ziel;  
Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel.

MEPHISTOPHELES AD SPECTATORES

Das ist für mich nichts Neues zu erfahren,  
Das kenn ich schon seit hunderttausend Jahren.

FAUST *leidenschaftlich fortfahrend*

Sie schleicht heran, an abertausend Enden,  
Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden;  
Nun schwillt's und wächst und rollt und überzieht  
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.  
Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistert,

---

<sup>28</sup> vgl. FA 7.2. Stellenkommentar zu V.10095 ff. , S. 659.

Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet,  
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!  
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!  
Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;  
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen. (V.10198-10221)

Die Wirkungen des Wassers stehen hier den oben erwähnten diametral entgegen: *Unfruchtbar* ist sie plötzlich, die Kraft des unbändigen Elements; eben noch segensreich in ihren Wirkungen, jetzt *zwecklos*. Wie steht es mit dem Subjekt, das diesem Element gegenübersteht? Das Auf und Ab der Wellen wird den wechselhaften Leidenschaften mitsamt ihren Schwankungen gleichgesetzt. Verdruß, *Verzweiflung* und Angst stehen hier als Resultat, im Gegensatz zur Freude in Fausts erster Betrachtung. Faust beschreibt die Leidenschaft, durch den Übermut entfacht, die den sich frei dünkenden Geist in seiner Freiheit begrenzt. Der Geist als das Ufer wird immer neu durch das Zwecklose der Leidenschaften bestürmt, ohne daß damit etwas geleistet wäre. Ironischerweise ist jedoch Fausts Eindeichungsprojekt, das er *schnell im Geiste* plant und das eine Art Antwort seines Geistes darstellt auf das Zwecklose des Anstürmens der Leidenschaften und des Wasser-Elements, selbst Produkt der Leidenschaft, die ihn in dieser Szene befällt. Das Pathetisch-Komische seines Monologs, die banale, ja kindische Feststellung, daß das Meer immer wieder das Ufer bestürmt, die naive, kaum realistische Ungläubigkeit Fausts (*Ich hielt's für Zufall, schärfte meinen Blick*) wird von Mephisto dem lachenden Zuschauer zum Spott freigegeben, was Faust jedoch nicht daran hindert, weiterhin *leidenschaftlich fortzufahren*.

*Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen*. – Vielleicht sind Zweifel angebracht, diese Formulierung als Steigerung, im Sinne einer ‚Freisetzung des durch die Leidenschaften gefesselten Geistes‘, zu verstehen. In dem von der Forschung häufig herangezogenen Subtext „Über den Granit“ heißt es etwa:

„Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumfloßne Insel in den alten Wassern dastand, um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete...“<sup>29</sup>

Demnach würde hier der ohnehin schon fliegende oder schwebende Geist sich selbst nochmals überfliegen wollen. In diesem Kontext gerät Fausts Wunsch, sein Wagnis in die Nähe der Scharlatanerie.

---

<sup>29</sup> WA II, 9, S. 175. ‚Sausen‘, ‚brüten‘ und ‚fliegen‘ sind als Variationen von ‚schweben‘ gemeint (Mose 1.1). – Caspar David Friedrichs: „Wanderer über dem Nebelmeer“ von 1818 (zu sehen in der Hamburger Kunsthalle) wäre eine gelungene Illustration der Hochgebirgsszene, auch wenn Goethe Friedrichs Arbeiten nicht besonders schätzte.

Eine weitere vom Wasser-Element beherrschte Szene unterstreicht diese negative Seite. Der die Schlacht entscheidende Paß ist von den Truppen des Gegenkaisers fast eingenommen, Mephisto und Faust greifen zum Äußersten ihrer magischen Mittel, um das Blatt für den Kaiser noch zum Sieg zu wenden. Eine scheinhafte, magische, über die gegnerischen Truppen hereinbrechende Sintflut wird inszeniert:

FAUST.

Schon rauscht Ein Bach zu Bächen mächtig nieder,  
Aus Schluchten kehren sie gedoppelt wieder,  
Ein Strom nun wirft den Bogenstrahl,  
Auf einmal legt er sich in flache Felsenbreite  
Und rauscht und schäumt, nach der und jener Seite,  
Und stufenweise wirft er sich ins Tal.  
Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen?  
Die mächtige Woge strömt sie wegzuschwemmen.  
Mir schaudert selbst vor solchem wilden Schwall.

MEPHISTOPHELES.

Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen,  
Nur Menschen-Augen lassen sich betrügen  
Und mich ergetzt der wunderliche Fall.  
Sie stürzen fort zu ganzen hellen Haufen,  
Die Narren wännen zu ersaufen,  
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen,  
Und lächerlich mit Schwimmgebärden laufen.  
Nun ist Verwirrung überall. (V. 10725-10741)

„Schaudern“ empfindet Faust angesichts der Wogen, die die gegnerischen Truppen zu überschwemmen scheinen. Das Sanftmütige des Wassers wird in dieser Szene zur Bedrohung, sogar zur Zerstörung.

Das Bild der Sintflut, wenn auch hier nur als magischer Schein von Mephisto unter Mithilfe der Undinen inszeniert, wird an anderer Stelle im Faust wieder aufgenommen: Am Anfang des fünften Aktes treten Philemon und Baucis auf, die nach der gleichnamigen Erzählung Ovids aufgrund ihrer Tugendhaftigkeit die einzigen Überlebenden einer die Menschen strafenden Sintflut sind. Dieses Bild wird durch den ehemals schiffbrüchigen Wanderer und seinem Auftreten in der Szene noch einmal lebendig. Dieser Häufung von Schiffbruchs-, Seenot-, und Sintflut-Bildern lassen sich weitere hinzufügen. Schuchardt hat in der bereits angeführten Studie die Entwicklung der Sintflut-Bilder in Goethes Briefen und Tagebucheinträgen der Jahre 1830/31 bis zur Komposition der Philemon- und Baucis-Szene verfolgt. Er kommt zu dem Ergebnis:

„Niebuhrs Brief und kurze, gedruckte Vorrede regen die Vorstellung von dem abermaligen Untergang einer Kultur und der hereinbrechenden Epoche einer neuen Barbarei in ihm auf. In der Tagebuchnotiz vom 22. Februar taucht das Bild von den ein ganzes Kulturgebiet bedrohenden Wasserfluten auf, das sich im

Laufe der folgenden Wochen verdichtet (an Zelter 31.3.31), zur Philemon und Baucis Konzeption führt und auch noch später bei Mitteilungen an Freunde über die Vollendung des Faust noch anklingt.“<sup>30</sup>

Die Sintflut-Vorstellungen stehen nach Schuchardts Befund im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen in Frankreich, dessen Wirkungen weite Teile Europas und auch Weimar erfaßt haben. Goethe hatte keinen Anlaß, die Ereignisse zu unterschätzen, wenn der von Goethe gelesene „Globe“ über die Unruhen in Weimar berichtet.<sup>31</sup>

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß es sowohl in den positiven als auch in den negativen Wasser-Bildern jeweils um das Ganze einer Kultur geht, das zur Disposition gestellt wird. Politisch interpretiert, stehen die positiven Wasser-Bilder auf Seiten des Gewordenen, langsam Gewachsenen und in Opposition zu jeder Form von revolutionärem Umbruch. Die negativen Wasser-Bilder hingegen, die vordergründig zunächst die gleiche metaphorische Valenz zu haben scheinen, werden mit Vorstellungen von Bedrohung und Untergang einer gesamten Kultur assoziiert.

Oft wird der Einzelne in diesen Untergangs-Bildern vor der ertrinkenden oder untergehenden Masse herausgehoben. So z.B. Felix Mendelssohn-Bartholdy, den „das schöne Schwimmwamms seines Talents [...] auch durch die Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei hindurchführen“ wird.<sup>32</sup>

Und auch Goethe sieht sich dann und wann in derartiger Heraushebung. Im Jahr der Julirevolution äußert er gegenüber Soret:

„Entdeckt man solch eine Wahrheit, so ist es, wie wenn man bei einem furchtbaren Schiffbruch eine Rettungsplanke erwischt, die nur einen Mann über Wasser halten kann, man rettet sich allein, alle übrigen müssen elend ersaufen.“<sup>33</sup>

Das erstmalige Scheitern des französischen Staatschiffes 1789 hat Goethe sogar zweimal vor dem Hintergrund der Schiffbruchsmetapher illustriert.<sup>34</sup>

---

<sup>30</sup> Schuchardt, a.a.O., S. 257. Die erwähnten Stellen werden bei ihm zitiert. Bei den „Mitteilungen an Freunde“ ist wohl besonders der oft zitierte Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17.03.1832 hervorzuheben.

<sup>31</sup> Zeitschrift ‚Le Globe‘ vom 17.10.1830. Am 21.10.1830 wird die Meldung über die Aufstände in Jena, Weimar, Stadt-Sulza, Mundensdorf und in anderen Ortschaften fortgesetzt. Die Rede Schellings an die Studierenden der Maximilian-Universität vom 29.12.1830 gibt ein sehr lebendiges und anschauliches Bild von der Dramatik der damaligen Verhältnisse in Bayern. Vgl.: Schelling: Werke, München 1928, Bd. 5, S. 61-70.

<sup>32</sup> An Zelter 31.03.1831, WA IV, 48, S. 169.

<sup>33</sup> Gespräch vom 10.02.1830, Houben, a.a.O., S. 373.

<sup>34</sup> In dem Brief vom 11.09.1797 an den Herzog Karl August, WA IV, 12, S. 287, und in den „Tag- und Jahresheften“ von 1793, WA I, 35, S. 23. Zur literarischen Tradition der Metapher vgl.: Ernst Robert Curtius: „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“, Kap. 7, §1 „Schiffahrtsmetaphern“, Bern 1948, S. 136ff.

## 2.2.2 Feuer

Feuer ist das Element, mit dem die Ereignisse der Revolution in Paris von Goethe beschrieben werden:

„Jemehr sich diese wundersamen Ereignisse verwickeln und das in Frankreich entzündete Feuer sich, nicht sowohl verbreitet als verderblich überspringt; erwehre ich mich nicht der Erinnerung an jene, wie es damals schien, frevelhafte Äußerung Cannings, welche doch dahin deutete: es komme nur auf eine Anregung an, so wäre der ganze Norden in Revolution gesetzt.“<sup>35</sup>

Wobei „Revolution“ und „Feuer“ bzw. ‚Brand‘ fast als Synonyme von Goethe gebraucht werden, was die Formel „Norden in Revolution“ gesetzt statt ‚Norden in Brand gesetzt‘ demonstriert. An anderer Stelle wird das Bild des Feuers um seine geologische Ursache ergänzt. Es entsteht aufgrund von „Erdbeben“ oder der explosiven Entladung eines Vulkans:

„Wie das Erdbeben von Lissabon fast im Augenblick seine Wirkungen auf die entferntesten Seen und Quellen spüren ließ, so sind auch wir von jener westlichen Explosion, wie vor vierzig Jahren, unmittelbar erschüttert worden.“<sup>36</sup>

Weitere Briefe und Gesprächsäußerungen<sup>37</sup> Goethes zu dieser Zeit lassen eigentlich keinen Zweifel: Als etwas Verderbliches wird die Revolution in Paris angesehen, und auch die Bildmetaphorik spricht hier eine deutliche, eine negative Sprache.

Der politische Vulkanismus Mephistos im vierten Akt ist die Gesinnung des Umsturzes und der Revolution: *Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren, | Das Unterste ins Oberste zu kehren.* – Wie sehr Goethe bei diesen Versen an die Ereignisse in Paris 1830 dachte, zeigt folgendes mit Soret geführtes Gespräch vom 17.1.1831:

"Ich hatte ein Fünffrankenstück von 1830 mit dem Bildnis Karls X. mitgebracht, und Goethe scherzte über dessen spitzen Kopf. „Das Organ der Religiosität ist bei ihm sehr stark entwickelt“, meinte er, „und zweifellos hielt er mit Rücksicht auf seine religiösen Überzeugungen sich nicht für verpflichtet, seine Schulden zu bezahlen, dafür sind wir um so tiefer in die seinige geraten seit seinem Geniestreich, der in Europa das Oberste zu unterst gekehrt hat.“<sup>38</sup>

Dennoch läßt sich der ambivalente Befund der Wasser-Bilder ebenfalls für die von Mephisto im vierten Akt dargelegte vulkanistische Position feststellen.

---

<sup>35</sup> Goethe an Gersdorff 09.09.1830, WA IV, 47, S. 212.

<sup>36</sup> Goethe an Wilhelm von Humboldt, 19.10.1830, WA IV, 47, S. 303.

<sup>37</sup> Vgl. die sehr viel ausführlicheren Darstellungen von Williams und Schuchardt (beide: a.a.O.).

<sup>38</sup> Houben, a.a.O., S. 502. Im Original heißt die betreffende Stelle: „[...] qui a mis l'Europe sens dessus dessous.“, zitiert nach Schuchardt, a.a.O., S. 253.

Mephistos Plädoyer für die vulkanistische Betrachtung der Erdentstehung (*'s ist Ehrenpunkt! – Der Teufel war dabei. V.10125*) verpflichtet sich den von Gewalt und Zerstörung geprägten Umbrüchen in Natur und Gesellschaft. *Die rechten Lehren*, die darauf aus sind, *das Unterste ins Oberste zu kehren*, lesen sich wie eine späte Ergänzung zu seiner ersten Vorstellung:

Ich bin der Geist der stets verneint!  
Und das mit Recht; denn alles was entsteht  
Ist wert daß es zugrunde geht;  
Drum besser wär's daß nichts entstünde.  
So ist denn alles was ihr Sünde,  
Zerstörung, kurz das Böse nennt,  
Mein eigentliches Element. (V.1338ff.)

Teuflich sind Mephistos Vorschläge, die er Faust unterbreitet, als es in der ‚Versuchungsszene‘ darum geht, Fausts Wunsch, *ein Großes*, zu erraten. Mephisto bleibt dabei ganz bei seiner vulkanistischen Position und versucht nun Faust mittels Beispiele von seiner Gesinnung zu überzeugen. So geht es im ersten Vorschlag um die ungewollte Erziehung von Rebellen durch den aufgeklärten absolutistischen Herrscher, der, indem er die Bildung im Volk fördert, seine eigene Absetzung vorantreibt - und im zweiten Fall um den „im schwelgerischen Luxus verkommenen feudalabsolutistischen Herrscher der Neuzeit“<sup>39</sup>, der, Gewalt und Krieg verabscheuend, von seinen einmal zu oft begnadigten Feinden zerstört wird.<sup>40</sup> Beiden Vorschlägen ist gemeinsam, daß sie Endpunkte einer Entwicklung markieren, aus denen zwangsläufig die Auflösung und Destruktion erfolgen muß. Applizierte man diese Beispiele von Verfall und Neuordnung auf alles individuelle oder gemeinschaftliche Handeln, Mephistopheles behielte Recht mit seiner vulkanistischen Theorie. Zustände spitzten sich immer bis zum Umschlag in ihr Gegenteil zu, und das Moment ihrer Auflösung und Destruktion wäre ihnen immanent und konstitutiv.

Der Aufstand der *Tüchtigen* und *Besten* des Landes hat starke Gründe unter den vorherrschenden Bedingungen der *Anarchie* und eines dem Genuß verfallenen Kaisers, sich als legitim zu betrachten. Die anstehende Revolution, das Putschvorhaben müßte auf Zustimmung durch Mephisto stoßen. Dennoch wird - von Mephisto angeregt - Partei für die Truppen des Kaisers genommen. *Geschehe denn nach Deinem Willen!* (V.10196)<sup>41</sup> Unter dieser Prämisse, also

---

<sup>39</sup> Vgl. FA 7.2, S.661f.

<sup>40</sup> Vorausgesetzt, man liest hier den möglichen Bezug zu Byrons „Sardanapalus“.

<sup>41</sup> Bei dieser Anspielung auf das „Vater Unser“ muß auch der vorhergehende Vers mitgelesen werden: „Dein Reich komme.“

nach dem *Willen* des neptunistischen Fausts, wird der Rest des Aktes dann zu lesen sein. Das Argument, es sei ja Mephisto, der hier den Ausschlag gebe für die Unterstützung des Kaisers, verliert dadurch an Bedeutung.

Mephisto scheint, zumindest angesichts der Umstände, die fortschrittlichere Position einzunehmen. Die Beihilfe für den Kaiser hat die höchst fragwürdige Restauration der feudalen Monarchie unter der Leitung eines weiterhin unfähigen Kaisers zur Folge, von dem kaum zu erwarten sein wird, daß er seine zurückeroberte Macht lange wird halten können. Politisch wünschenswerter und im Sinne des vulkanistisch gesinnten Mephisto wäre der Sieg des Gegenkaisers gewesen. - Stellen sich die Verhältnisse so dar, dann ist hier durchaus ein positiver, ein legitimer Rahmen des politischen Vulkanismus gegeben. Es gibt, so könnte man im Sinne des vierten Aktes argumentieren, Umstände, in denen der revolutionäre Bruch mit der herrschenden Ordnung wünschenswert wäre, verkommt das Festhalten an unbrauchbaren Regierungsformen oder unfähigen Machtinhabern ansonsten zur Farce, zum Schaden aller. Positiv formuliert stellt der Vulkanismus hier eine bewußt von Faust nicht wahrgenommene politischen Alternative dar, die zweifellos sein Interesse verdient hätte, ginge es ihm denn in seinem *hohen Streben* um ‚wünschenswerte‘ Verhältnisse oder dergleichen.

### 2.3 Die Julirevolution von 1830

Es wäre erstaunlich, wenn Goethe die für die Juliereignisse im Privaten verwendeten Metaphern im vierten Akt seines ‚Faust‘ einarbeitet, jedoch damit nicht gleichzeitig einen Zusammenhang zwischen den hier wie dort sich darstellenden politischen Ereignissen hätte herstellen wollen. – Da die politische Konstellation am Ende des vierten Aktes auf das genaue Gegenteil der Situation in Frankreich nach 1830 hinausläuft, sollte eine Parallelsetzung der Verhältnisse aber nicht ohne weiteres gelingen. Zudem hat sich während der zweiten französischen Revolution kein Krieg ergeben, so wie er hier im vierten Akt fast den gesamten Raum einnimmt.

Wenn Goethe im Gespräch mit Eckermann den vierten so wie alle übrigen Akte als „eine für sich bestehende kleine Welt“ kennzeichnet, die das „übrige

nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt<sup>42</sup>, dann ist hier ein deutliches Wort darüber gesprochen, den zweiten ‚Faust‘ als ‚autonomes‘ Kunstwerk zu rezipieren. Dies impliziert gleichzeitig die Absage an eine Mimesis-Poetik, die sich in der Zielvorstellung einer vollendeten Nachahmung erschöpft. Die für sich bestehende kleine Welt wäre selbstgesetzgebend in dem Sinne, als der Schlüssel zum Verständnis sich nicht heteronom von Außen herleiten ließe. Thomas Zabka geht in seiner Studie zum ‚Faust II‘ davon aus, daß im vierten Akt die Pariser Julirevolution ihre Gestaltung findet, jedoch sei sie nicht „schon im Bürgerkrieg des vierten Aktes geschildert, sondern sie ist eine Konsequenz der Machtkonstellation, die sich am Ende der Handlung einstellt.“<sup>43</sup> Einerseits sieht Zabka in der ‚Erzämter-Szene‘ in der Figur des Kaisers deutliche Züge Karls X. und verweist auf die in der Restaurationszeit einsetzende Machtzunahme des Klerus seit dessen Thronbesteigung. Andererseits sieht er in der Figur des Gegenkaisers Züge Louis Philippes eingehen<sup>44</sup>, will aber den 1830 in Frankreich sich ereigneten Machtwechsel nicht mit den Ereignissen im vierten Akt des ‚Faust‘ in Zusammenhang bringen. Dieser Befund ist merkwürdig genug. - Es lassen sich zunächst noch weitere Argumente für die von Zabka vorgenommenen Identifizierungen vorbringen. Der Gegenkaiser ähnelt durchaus dem „Barrikadenkönig“<sup>45</sup>: „Louis Philippe hatte als junger Mann auf Seiten der Revolution gedient, was jetzt bei seinen Königsmachern propagandistisch herausgestellt wurde.“<sup>46</sup> Ebenso wie Louis Philippe, der „in liberalen Ideen“<sup>47</sup> aufgewachsen ist, ist der Gegenkaiser im ‚Faust‘ ein von der Bourgeoisie „gemachter“ König, und von beiden kann angenommen werden, daß sie weit eher die Interessen der Bourgeoisie stützen werden als die Rechte des Adels. Die Formulierung von den *Tüchtigen* und *Besten* verweist dabei auf eine Führungselektion in der Fraktion des Gegenkaisers ohne Rücksichtnahme auf die Geburt. Zudem wollte sich Louis Philippe keinesfalls von Karl X. zum neuen König krönen lassen, sondern akzeptierte nur die „Legitimation durch die Volks-

---

<sup>42</sup> Gespräch mit Eckermann vom 13.2.1831, MA 19, S. 403.

<sup>43</sup> Zabka, Thomas: „Faust II - Das Klassische und das Romantische: Goethes ‚Eingriff in die neueste Literatur““, Tübingen 1993, S. 250.

<sup>44</sup> Vgl.: Zabka a.a.O., S. 249, Anm. 478.

<sup>45</sup> So Nikolaus I. über Louis Philippe. Vgl.: Sieburg, Heinz-Otto: „Geschichte Frankreichs“, Stuttgart, Berlin, Köln, 1989, S. 272.

<sup>46</sup> Sieburg, a.a.O., S.271.

<sup>47</sup> Ebd., S. 272.

vertreter“<sup>48</sup> (*[...] laßt uns wählen V. 10280*). Das den Kaiser charakterisierende Merkmal der Genußsucht verweist auf einen feudalen Standesdünkel, der sich von Arbeit qua Geburt und Stellung enthoben glaubt. Über die ersten Lebensjahrzehnte von Karl X. schreibt Hans-Ulrich Thamer:

„Wie seine älteren Brüder unter der tugendhaften, aber weichen und unbesorgten Erziehung des Duc de la Vauguyon aufgewachsen, verlebte der Prinz die ersten Jahrzehnte seines Lebens in prunkvoller Verschwendung und im Nichtstun. Er zeigte zunächst wenig Ehrgeiz und konnte auch kaum hoffen, einmal selbst den Thron besteigen zu können. Für geistige Anstrengungen und Arbeit hatte er, ganz im Unterschied zu seinem Bruder, dem Comte de Provence [später Ludwig XVIII.], wenig übrig, und der Stand seiner Bildung spiegelte diese Indifferenz.“<sup>49</sup>

Der „verschwenderische Lebensstil“ und der Hang zu „Luxus und Vergnügen“<sup>50</sup> charakterisiert Karl X. auch im weiteren Verlauf seines Lebens.

Daß das Ansinnen des Kaisers auf die Restauration des Ständestaats mit einer Wiedererstarkung des Klerus einhergeht, trägt deutliche Züge Karl X. Konnte schon unter Ludwig XVIII. von einem „Bund zwischen Thron und Altar“<sup>51</sup> gesprochen werden, so ist jedoch erst Karl X. der „lebendige Verkörperer einer konterrevolutionären Politik, der sich ganz einseitig auf Adel und katholische Kirche stützte.“<sup>52</sup>

„Der Hof und der Klerus bestimmten die politischen Entscheidungen in einem Ausmaß, das unter Ludwig XVIII. undenkbar gewesen war. Der Klerus nahm den alten Platz wieder ein, den er im Ancien Régime besessen hatte. [...] Im Unterrichtswesen wurden im großen Umfange Geistliche eingesetzt, so daß schließlich ein Drittel aller Lehrer aus dem Klerus kam und in der Schulverwaltung von 32 Direktoren 22 Priester waren.“<sup>53</sup>

Die Wiedereinführung des Erstgeborenenrechts und damit die Abschaffung des „Erbrechts der Revolution“<sup>54</sup> durch den Kaiser (V. 10970) verweist auf den Höhepunkt der Restaurationsbemühungen Karl X., der mit diesem Anliegen im Parlament scheiterte.

Ohne den Bogen möglicher Parallelen zu überspannen, läßt sich hier behaupten, daß die gesellschaftspolitische Ausgangslage des Konfliktes in Frankreich, also die divergierenden Interessen zweier Vertreter unterschiedlicher gesellschaftlicher Stände, ihre Entsprechung in der Grundkonstellation des vierten

---

<sup>48</sup> Hans-Ulrich Thamer: „Karl X.“. In: „Französische Könige und Kaiser der Neuzeit“, hrsg. von Peter C. Hartmann, München 1994, S. 401.

<sup>49</sup> Ebd., S. 392.

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> Sieburg, a.a.O., S. 261.

<sup>52</sup> Ebd., S. 267.

<sup>53</sup> Thamer, a.a.O., S. 397.

<sup>54</sup> Ebd.

Aktes im ‚Faust‘ hat. Der Verlauf und Ausgang des Geschehens erweist sich aber als ganz und gar anders. Die im vierten Akt geschilderte desolante Ausgangslage - das Überhandnehmen der Anarchie und Gesetzlosigkeit – will sich nicht so recht den Ereignissen in Frankreich anpassen. Erst „[d]as gewaltige Pariser Erdbeben, das ganz Europa erschüttert[e]“<sup>55</sup>, hat in Frankreich und „ganz Europa“ den Geist und die Gesinnung von Anarchie verbreitet, nicht aber schon der gesellschaftliche Konflikt wie im ‚Faust‘, der dem „Erdbeben“ zugrunde lag. Diese Divergenzen lassen sich kaum herunterspielen. Die Frage wäre, ob sich nicht trotzdem Folgerungen aus dieser, wie ich denke, plausiblen Versuchsanordnung ziehen lassen, die nicht mit Gewalt die komplexe Art und Weise verleugnen, wie möglicherweise politische Wirklichkeiten im ‚Faust‘ ihre Gestaltung finden und dennoch glaubhaft ihr Erklärungspotential aus dem angenommenen historischen Bezug beziehen.

Das Ergebnis der Handlung im vierten Akt war die bereits festgestellte Wiederholung der Zustände, wie sie sich schon am Beginn des Aktes gezeigt haben. In gewisser Weise haben Faust und Mephisto durch ihre Kriegsbeihilfe das Rad der Geschichte zurückgedreht, indem sie sich dem natürlichen Verlauf durch Magie entgegenstellten. Die politische Eingangs- und fortgedachte Ausgangssituation lautet: Restauration als Erstarkung der Anarchie und der gesetzlosen, individualistischen Willkür. Obgleich diese These für den Schluß des vierten Aktes zunächst nicht stimmen mag, so soll später am fünften Akt der Faden wieder aufgenommen und gezeigt werden, daß einiges für die Fortsetzung der Zustände in der hier dargelegten Weise spricht. Als vorläufiges Ergebnis erfährt zumindest die Restauration ihre politische Interpretation: Sie steht im Zeichen des Verfalls.

---

<sup>55</sup> An Willemer, 8.10.1830, WA IV, 47, S. 280.

### 3. Saint-Simonismus im vierten und fünften Akt

#### 3.1 Zur Quellenlage

Bevor der zweite Interpretationsschwerpunkt dieser Arbeit, die These einer Saint-Simonistischen Beeinflussung der beiden Schlußakte in Angriff genommen wird, soll zunächst eine Auseinandersetzung mit der für diesen Forschungsgegenstand relevanten Quellensituation erfolgen. Das nach der frühen Studie von Schuchardt zusammengetragene Material der Forschung schien mir in einer für die Zwecke dieser Arbeit zu ungeordneten Form zur Verfügung zu stehen. Auch galt es, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden.

Nicht erst die Goethe-Forschung hat Zusammenhänge zwischen der Saint-Simonistischen Wirtschafts- und Soziallehre und den späten Werken Goethes gesehen. Varnhagen von Ense<sup>56</sup>, glühender Verehrer der Lehr- und Wanderjahre, sah in den staatswirtschaftlichen Diskussionen der Wanderjahre das Gedankengut der französischen Frühsozialisten am Werke. Am 28.12.1831 teilt er Goethe brieflich mit:

„Ich lese oft und viel in den Wanderjahren, wo ich immer neues Leben finde, das unmittelbar meinen Tagen zu Nutz und Frommen gereicht. Schon lange geht mir das Buch über Roman und Dichtung weit hinaus. Jetzt will sich mir der Saint-Simonismus damit in Beziehung setzen. Diese merkwürdige französische Gestalt, deren Wesen, wie mich dünkt, länger wirken wird als die einstweilige fratzenhafte Hülle, wird unfehlbar auch bei uns eindringen, und da wäre es wohl der Mühe wert, genau zu scheiden und zu vergleichen, welche Keime zu analoger Lehre und Übung bereits in den Wanderjahren niedergelegt sind und in welcher verschiedenen Sinne daselbst ihre Entwicklung angedeutet ist.“<sup>57</sup>

Eine direkte Erwiderung Goethes findet sich nicht. Allerdings enthält der prompte Antwortbrief vom 05.01.1832 eine Aufforderung Goethes zu intensiverer Zusammenarbeit, was zumindest eine stille Billigung des Anliegens nicht ausschließt:

„[...] Soweit war geschrieben, als Ihre angenehme Zuschrift mich zum neuen Jahr erfreute. [...] Lassen Sie uns versuchen, ob nicht, bei so manchem Veränderlichen, Anlaß, ein folgerechtes Zusammenwirken wenigstens für die nächste Zeit einzuleiten, sey. Diejenigen, die sich eigentlich verstehen, oder wenigstens verstehen sollten, rücken immer einzelner zusammen“<sup>58</sup>

---

<sup>56</sup> „der Statthalter Goethes auf Erden“, so Heinrich Heine in der Widmung für Varnhagen in seinem „Atta Troll“, zitiert nach: Erna Arnhold: „Goethes Berliner Beziehungen“; Gotha 1925, S. 75.

<sup>57</sup> Varnhagen von Ense: „Kommentare zum Zeitgeschehen“, Leipzig 1984, S. 79.

<sup>58</sup> WA IV., 49, S. 195.

Kann der Zusammenhang zwischen den Wanderjahren und dem Saint-Simonismus als einigermaßen gewagt bezeichnet werden, so gilt der Bezug zu den Schlußpartien des ‚Faust‘ der neueren Forschung mittlerweile als „unumstritten“.<sup>59</sup>

Varnhagen, ‚homme de lettres‘ im Geiste Sainte-Beuves<sup>60</sup>, war einer der ersten in der deutschen Presselandschaft, der unabhängig von den täglichen Berichten über das Treiben der Saint-Simonisten in Paris eine inhaltliche und darüber hinaus positive Schätzung des Saint-Simonismus öffentlich bekannt machte.<sup>61</sup> Varnhagens anonyme Beiträge in der Frankfurter „Allgemeinen Zeitung“ vom März und April des Jahres 1832 sind voller Enthusiasmus für diese neuen Ideen über Religion, Wissenschaft und Industrie. Der literarische Salon Rahels und Karl August Varnhagens in Berlin gilt zwischen 1829 und 1834 als der geistige Mittelpunkt des Saint-Simonismus in Deutschland, so daß Vortriede sogar von „dem Berliner Saint-Simonismus“ sprechen kann. Im Kreise der Varnhagens hatte sich auch die sog. „Mittwochsgesellschaft“ gebildet, ein Kreis von Verehrern Goethes, die jedes Jahr seinen Geburtstag begingen und

---

<sup>59</sup> Vgl. FD III, S. 630.

<sup>60</sup> Vgl.: Vortriede, Werner: „Der Berliner Saint-Simonismus“, aus: Heine-Jahrbuch 14 (1975), S. 93ff. – Varnhagen schreibt am 16.2.1832 an den in Paris, natürlich bei den Saint-Simonisten, sich befindenden Heinrich Heine:

„Wie wir leben, können Sie sich gewiß ganz deutlich vorstellen. Es ist ganz der alte Zug. Philemon und Baucis sehen in ihrer Hütte genug Menschen, auch wohl zuweilen ein paar Götter oder Halbgötter, die sich verirrt haben. Und jeder neue Tag beginnt doch immer wieder als für Philemon und Baucis in ihrer Einsamkeit. Ich bin mit Arbeiten mannigfacher Art reichlich versehen und könnte den ganzen Tag am Schreibtisch zubringen, wenn nicht die Rücksicht auf körperliches Wohl dringend mahnte, viele Zeit in Muse und Zerstreuung zu leben.“ [*Lieber Kömmling! Leise! Leise! | Ruhe! laß den Gatten ruhn! | Langer Schlaf verleiht dem Greise | Kurzen Wachens rasches Tun. (V.11069)*]

Und etwas vorher im gleichen Brief:

„Denn wäre es auch kein reiner See sondern ein trüber Pfuhl, [*Den faulen Pfuhl auch abzuziehen (V.11561)*] in welchem Sie baden, wenn es einmal ihre Bestimmung ist, eine Zeitlang in solchem Lebensgewimmel [*Solch ein Gewimmel möcht ich sehn (V.11579)*] die Glieder zu üben und zu stärken, so werden Sie auch leicht wieder die frische einsame Quelle finden, in der Sie die Haut von jedem etwa Klebengebliebenen vollkommen reinwaschen.“ [*Uns bleibt ein Erdenrest | Zu tragen peinlich, | Und wär' er von Asbest | Er ist nicht reinlich (V.11954ff.)*]

Am Schluß erwähnt Varnhagen Goethe:

„Ich bin der erste, der darauf aufmerksam gemacht hat, daß in Wilhelm Meisters Wanderjahren ein großes Element Saint-Simonismus arbeitet. [...] Er [Goethe] steigert wirklich das menschliche Dasein zu einem göttlichen empor, er müßte billig ohne Tod zu den Göttern verschwinden, und so wird's auch werden, wenn man einmal seine abgeschiedene Hülle [*Sieh! wie er jedem Erdenbände | Der alten Hülle sich entrafft (V. 12088f.)*] findet, wird es nur wie etwas Zufälliges und Gleichgültiges sein.“ (Varnhagen, a.a.O., S.80ff.)

Varnhagen könnte den fünften Akt gekannt haben. Das Motiv der Leistungssteigerung des alten Philemon durch Ruhezeiten findet sich lediglich in Goethes Bearbeitung des Themas, nicht jedoch bei Ovid.

<sup>61</sup> Vgl.: Stefanie Siebers-Gfaller: „Deutsche Pressestimmen zum Saint-Simonismus 1830-1836“, Frankfurt am Main 1992, S. 246.

auch andere Anlässe zur Feier Goethes zu finden wußten.<sup>62</sup> - Über die Ausbreitung des Saint-Simonismus in Deutschland schreibt Dietze:

„Der Saint-Simonismus war um 1830 in Deutschland ‚Mode‘ geworden, nahm das Interesse breiter Kreise in Anspruch und diente allen möglichen Lehren liberaler Färbung als dernier cri der Religionskritik und als unerschöpfliches Argumentenreservoir. Außer von den französischen Schriften über ihn, deren Zahl Legion ist und die schnell hintereinander in unwahrscheinlich hohen Auflagen erscheinen, wird der Büchermarkt damals von Übersetzungen und deutschsprachigen Veröffentlichungen in Massen überschwemmt, die mehr vulgarisierend als popularisierend teils deutsche, teils französische Quellen kompilieren und sicher sein konnten, ein großes Publikum zu finden“<sup>63</sup>

Und selbst Goethe stand nach seinem Tod im Verdacht, eine ähnliche schwärmerische Jüngerschaft herauszubilden, wie es nach dem Tod Saint-Simons 1825 in Frankreich der Fall war. Metternich schreibt 1834 nach einem Treffen mit Varnhagen an den Prinzen Wittgenstein:

„Varnhagen ist ein Ideolog und mir fällt die Gemeinschaft des Cultus für Göthe auf, den ich [an] dem hinterlassenen Gatten der Rahel kenne und zu welchem sich die neue Litteratur auf eine den alten Dichter vergötternde Weise bekennt. In dem Treiben der jungen Literaten mit dem St. Simonismus liegt das Gemeinsame, daß beyde Sekten sich *einen Gott* zu schaffen bemühen; Göthe soll augenscheinlich in Deutschland die Stelle des ebenfalls verstorbenen St. Simon für die Franzosen spielen. [...] Göthe hatte allerdings nur wenige rein moralische und religiöse Begriffe; er war ein Sinnen Mensch und seine Wahlverwandtschaften sind ein höchst unmoralisches der neuen Religion des Fleisches hingeneigtes Buch.“<sup>64</sup>

Die gesamte Riege der Jungdeutschen Schriftsteller scheint über Nacht vom Saint-Simonismus in Brand gesteckt worden zu sein. Thomas Carlyle, über Jahre in brieflichem Kontakt mit Goethe, erbittet von ihm am 31.08.1830 eine väterliche Meinung zur „Société Saint Simonienne“. Die St. Simonisten in Paris hatten ihm zuvor, nach Erscheinen seines sozialkritischen Aufsatzes „Signs of the Times“, ihrem missionarischen Anliegen gemäß, einen ganzen Stoß ihrer Schriften zugesandt. Carlyle hatte sicher eine sehr viel kritischere Haltung dem Saint-Simonismus gegenüber als Varnhagen. Trotzdem schrieb er Goethe bei seiner vorsichtigen Anfrage nicht die ganze Wahrheit, da er während der Abfassung des Briefes bereits an einer englischen Übersetzung des „Nouveau Christianisme“ von Saint-Simon arbeitete, dem Buch, das den ganzen religiösen Kultus seiner Jünger entfacht hat. Carlyle wurzelte im Freikirchentum und

---

<sup>62</sup> Vgl. Arnhold a.a.O., S. 358f.

<sup>63</sup> Dietze, Walter: „Saint-Simonismus und Fortschrittsgläubigkeit“, aus: ders.: „Junges Deutschland und deutsche Klassik“, Berlin 1958, S. 181.

<sup>64</sup> Zitiert nach Vortriede, a.a.O., S. 98. Die „neue Religion des Fleisches“ ist natürlich der St. Simonismus.

war sozial stark engagiert. Bei ihm fiel das Buch sicher auf fruchtbaren Boden.<sup>65</sup> Goethes warnende Antwort vom 17.10.1830 ist bekannt:

„Von der Société Saint Simonienne bitte sich fernzuhalten. Auch hierüber gelegentlich das Nähere.“<sup>66</sup>

In der Agenda zu Goethes Tagebuch finden sich, von Nicholas Boyle erstmals herangezogen, drei Einträge Goethes zum Saint-Simonismus, die in Schuchardts Übersicht aller Äußerungen Goethes zum Saint-Simonismus und zur Julirevolution fehlen.<sup>67</sup> Für September und Oktober 1830 ist in der Aufgabenliste zweimal der nicht gestrichene, also nicht erledigte Eintrag vermerkt: „Société Saint Simonienne“.<sup>68</sup> Die französische Bezeichnung der „Société Saint Simonienne“ taucht zuerst in den Briefen von Carlyle auf, findet sich dann außer in der Agenda in dem Antwortschreiben vom 17.10.1830. Es ist anzunehmen, daß es sich bei den Einträgen in der Agenda um „das Nähere“ handelt, das er „gelegentlich“ Carlyle noch mitteilen wollte.<sup>69</sup> Ob es nun Goethes ablehnende Haltung war oder wie auch immer, die Übersetzung von Carlyle erschien nicht. Der nächste Brief Carlyles an Goethe vom 22.1.1831 bezieht sich schon wieder auf den Saint-Simonismus; sein bereits gefestigtes Urteil schwankt zwischen Ablehnung und Bewunderung:

„Die St. Simonisten in Paris haben mir wieder einen großen Haufen ihrer Schriften zugeschickt: Darlegung ihrer Lehre, Proklamationen, die während der berühmten drei Tage [!] erlassen wurden, viele Nummern ihrer Wochenschrift. Sie scheinen mir ernste, eifrige und keineswegs unwissende Leute zu sein, die aber seltsame Wege wandeln. Ich möchte sagen, sie haben jene bedeutsame, fast vergessene Wahrheit wieder entdeckt und beherzigt: Der Mensch ist noch Mensch. Und fangen schon an, falsche Anwendung davon zu machen. Ich bin sehr geneigt, Ihrem Rat zu folgen und mich von ihnen fern zu halten, obwohl ich ihre Gemeinde und deren Wachstum immerhin als ein getreues Zeichen der Zeit betrachte“<sup>70</sup>

Fast der gesamte Absatz findet sich wortgetreu in seinem 1831 geschriebenen Roman: „Sartor Resartus“ unter Erwähnung der Sektenführer – der sog. „Pères“ - Saint-Amand Bazard und Barthélémi-Prosper Enfantin. Saint-Simons Vision eines neuen Goldenen Zeitalters findet sich ebenfalls in diesem Roman

---

<sup>65</sup> Vgl. Emge, Martinus: „Saint-Simon. Einführung in ein Leben und Werk, eine Schule, Sekte und Wirkungsgeschichte“, München 1987, S. 198.

<sup>66</sup> WA IV, 47, S. 300.

<sup>67</sup> Vgl. Schuchardts Übersicht a.a.O., S. 243-257, und Boyle a.a.O., S. 9.

<sup>68</sup> WA III, 13, S. 256 u. 259.

<sup>69</sup> Heinz Hamm setzt aufgrund dieser Einträge Goethes Lektüre der „Doctrine de Saint-Simon“ bereits im September 1830 an. Hamm, Heinz: „Goethe und Claude-Henri de Saint-Simon“, In: Philosophie und Kunst. Kultur und Ästhetik im Denken der deutschen Klassik, Weimar 1987, S. 134-140, hier S. 134.

<sup>70</sup> Goethes Briefwechsel mit Thomas Carlyle, Dachau 1913, S. 124.

gestaltet.<sup>71</sup> Für den Zusammenhang dieser Untersuchung ist Folgendes festzuhalten: Carlyle stellt eine Verbindung her zwischen der Julirevolution und den Saint-Simonisten. Diese wußten die Gunst der Stunde für ihre Ideen zu nutzen und erscheinen direkt in die Zusammenhänge der Revolution involviert.<sup>72</sup> - Goethes ablehnende, kritische Haltung „steht geradezu als Ausnahme da“<sup>73</sup> gemessen an dem Enthusiasmus, mit dem die schwärmerischen Ideen aus Frankreich in Deutschland von Seiten der literarischen Welt aufgenommen wurden.

Wie sieht es aus mit der Informationslage Goethes, welche Quellen hat die Forschung zur Aufarbeitung seiner Kenntnis der Saint-Simonistischen Bewegung herangezogen?

Die von Schuchardt in seiner Pionierarbeit von 1935 entworfene Tabelle aller Äußerungen Goethes zum Saint-Simonismus ist bis auf die drei von Nicholas Boyle hinzugefügten Einträge aus der Agenda bis heute vollständig. Ein bislang übersehener Eintrag in der Agenda zu Goethes Tagebuch könnte dem vielleicht noch hinzugefügt werden: „St. Simon.“ steht in der Aufgabenliste vom Juni 1831 als ‚erledigt‘.<sup>74</sup> Da stellt sich natürlich die Frage, wer gemeint ist: „Le Duc ou le Comte?“<sup>75</sup> Goethe hatte die Lektüre der Memoiren von Louis de Rouvroy Duc de Saint-Simon im März 1830 abgebrochen und danach nicht

---

<sup>71</sup> Carlyle, Thomas: „Sartor Resartus“, Zürich 1991, S. 317 und S. 394.

<sup>72</sup> Emge resümiert: „Das liberale Lager der Bourgeoisie hatte die Sekte und diese jene Schicht unterstützt, mochten dann auch die Forderungen nach Abschaffung des Erbrechts ihrem bürgerlichen Denken zuwiderlaufen. Hatten die Saint-Simonisten an der geistigen Verbreitung dieser Revolution durch ihre Publizistik und ihren Einfluss auf die Intelligenz zweifellos Anteil, so bleibt ihr Einsatz als Straßenkämpfer aus.“, a.a.O., S.166. Bazard begibt sich zwar nicht auf die Straße, aber am 28. Juli ins Pariser Rathaus, um den General La Fayette von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß dieser die Diktatur übernehmen müsse. Vgl. Charléty, Sébastien: „Histoire du Saint-Simonisme“, Paris 1931, S. 74.

<sup>73</sup> Dietze a.a.O.: S. 182. - Die heftigste Kritik am Saint-Simonismus kam in Deutschland von der Theologie. Nach dem Tod Goethes verurteilte die Theologie sogar jeglichen Goethe-Kult à la Varnhagen von Ense, u.a. darum, weil dieser in der Regel mit dem Saint-Simonismus Hand in Hand ging. In der Evangelischen Kirchenzeitung vom 25.11.1835 heißt es z.B. polemisch: „Ob aus dem Kinde des Gretchen ein Genie geworden wäre, weiß man nicht, denn es erkrank im Teiche, weil es keinen braven Vater hatte. Ob aus dem Kinde in den „Wahlverwandtschaften“, das zwar ehelich, aber doch unter den Vorstellungen des Ehebruchs erzeugt war, ein Genie geworden wäre, weiß man wieder nicht, denn es verunglückte ebenfalls im Teiche. Wo sind die Kinder der Wiederhersteller? Göthe ließ sie gerne in den Teich fallen.“ Zit. nach Siebers-Gfaller, a.a.O., S. 122.

<sup>74</sup> WA III, 13, S. 270. Der Punkt am Ende muß nicht als Abkürzung gemeint sein. Der nachfolgende Eintrag: „VictorHugo.“ endet ebenfalls mit einem Punkt. Außerdem steht am Anfang der Agenda für Juni bereits ein Eintrag, der sich auf die Saint-Simonisten bezieht: „Rel. St. Simoniene“.

<sup>75</sup> So eine in Frankreich häufig zu hörende Frage. Emge, a.a.O., S. 6.

wieder aufgenommen.<sup>76</sup> Es spricht also einiges dafür, daß Goethe hier eine Beschäftigung mit dem Grafen als Vorsatz notiert hat.<sup>77</sup>

Ebenso haben sich die für den Forschungsgegenstand herangezogenen Quellen seit Schuchardts Bestandsaufnahme des relevanten Materials nicht wesentlich erweitert. Für Parallelen in der Motivwahl des fünften Aktes und den Schriften der Saint-Simonisten bringt Schuchardt sehr überzeugende Stellen aus einer 1830 in Paris erschienenen Schrift von Abel Transon. Er resümiert: „Ließe es sich beweisen, daß Goethe gerade die kleine Broschüre „De la Religion St. Simonienne“ gelesen, so wäre es allerdings schwer, eine Beeinflussung der Wahl der Motive und der Art ihrer Gestaltung von der Hand zu weisen. [...] Dieser Beweis [ist] jedoch nicht zu erbringen.“<sup>78</sup> Mit großem Interesse hat die Forschung dennoch folgendes Zitat aus der Schrift von Transon gelesen. Transon benutzt das Bild des Deichbaus als Metapher für die Beherrschung der Natur durch den Menschen:

„Calme et superbe, je te vois dominant la tempête; tu règues sur les vents ; la foudre apprivoisée suit les chemins que tu lui as tracé: c'est toi qui a posé la digue, et c'est toi qui dis à la mer irritée: Tu viendras jusqu'ici, tu n'iras pas plus loin. »<sup>79</sup>

Ulrich Gaier hat als Erster angemerkt, daß Transon Hiob 38,8-11 zitiert.<sup>80</sup> Allerdings zitiert Gaier nach Sagave<sup>81</sup> und glaubt mit diesem, daß Zitat stamme aus der Schrift „Doctrine de Saint-Simon“<sup>82</sup>, von der ja mit weit höherer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß Goethe sie gelesen hat. Sagave gibt zwar als Quelle die ‚Doctrine‘<sup>83</sup> an, zitiert aber augenscheinlich Schuchardt, denn sonst wäre ihm die Verwechslung nicht unterlaufen. Boyle<sup>84</sup> versucht in seiner an Schuchardt angelehnten Arbeit den fehlenden Beweis für die Transon-Lektüre zu erbringen und identifiziert den bereits erwähnten und als erledigt vermerkten Eintrag aus Goethes Agenda zu seinem Tagebuch vom

---

<sup>76</sup> Vgl. das Gespräch mit Soret v. 5.3.1830: „Von dem Augenblick aber, [...] wo der Tyrann [Ludwig XIV.] verschwindet und an seine Stelle ein übles Subjekt tritt, neben dem St. Simon sich nicht mehr gut ausnimmt, verlor ich die Lust daran, mir ekelte, und ich verließ das Buch da, wo mich der Tyrann verließ.“, Houben, a.a.O., S. 391.

<sup>77</sup> Der Comte de Saint-Simon war Goethe durch die Lektüre des ‚Globe‘ bekannt. Vgl. Hamm 1987, a.a.O., S. 137.

<sup>78</sup> Schuchardt, a.a.O., S. 272.

<sup>79</sup> Transon, Abel: „De la Religion Saint-Simonienne“, Paris 1830, S. 66.

<sup>80</sup> Vgl.: FD II, S. 653.

<sup>81</sup> Pierre-Paul Sagave: „Französische Einflüsse in Goethes Wirtschaftsdenken“, in: Eckhard Catholy, Winfried Hellmann (Hg.): Festschrift für Klaus Ziegler. Tübingen (1968), 113-131.

<sup>82</sup> Im Folgenden zitiert als ‚Doctrine‘. In deutscher Übersetzung (1. Teil) von Gottfried Salomon-Delattour (Hrsg.): „Die Lehre Saint-Simons“, Neuwied, Berlin 1962.

<sup>83</sup> Sagave, a.a.O., S. 128.

<sup>84</sup> Boyle, a.a.O., S. 29, Anm. 45.

Juni 1831 mit der Broschüre von Transon: „Rel. St. Simonienne“<sup>85</sup>. Weit plausibler finde ich den Vorschlag von Heinz Hamm<sup>86</sup>, der den Eintrag auf eine Schrift von 1831 „Religion Saint-Simonienne. Enseignement central“, von Jules Lechevalier und Hippolyt Carnot bezieht, die sich darüber hinaus aufgeschnitten in Goethes Bibliothek befindet.<sup>87</sup> Es handelt sich um einen öffentlichen Vortrag von Lechevalier vom 20.01.1831 im ‚L’Athénée‘ am Place de la Sorbonne und erschien in einer Auflage von 1500 Exemplaren.<sup>88</sup> Lechevalier war eng mit Transon befreundet und hatte vor dem Studium an der École Polytechnique zwei Jahre in Deutschland studiert, um Hegel zu lesen.<sup>89</sup> Beide wechselten später zum Fourierismus.<sup>90</sup> Die École Polytechnique hatte in ihrem Gemeinschaftsgeist, der zu engen, oft fast lebenslangen Bindungen der Studenten untereinander führte, eine besondere Funktion innerhalb der missionarischen Absichten des Polytechnique-Schülers Enfantin:

„Il faut que l’École polytechnique, écrivait Enfantin, soit le canal par lequel nos idées se répandent dans la société, c’est le lait que nous avons sucé à notre chère École qui doit nourrir les générations à venir.“<sup>91</sup>

Die Saint-Simonisten rekrutierten ihre Mitglieder zu einem großen Teil aus den Reihen ehemaliger Studenten der Polytechnique. Den Polytechnique-Studenten wurden in der Regel die großen, öffentlichen Vorträge u.a. im „Grand salle de Prado“ überlassen, die später dann unter dem Titel „Religion Saint-Simonienne“ in verschiedenen Publikationsorganen und als eigenständige Schriften verlegt wurden. „Le Globe“, dessen Erscheinungsbild sich nach der Übernahme durch die Saint-Simonisten am 11. November 1830<sup>92</sup> stark veränderte, brachte ab dem 6.12.1830 eine neue Rubrik mit dem Titel „Religion Saint-Simonienne“, welche die wöchentlichen Vorträge regelmäßig abdruckte. Zu den Rednern zwischen Dezember 1830 und Juni 1831 gehörten in wechselnder Folge: Barrault, Transon, Charton und Laurent. Der intime Kreis der

<sup>85</sup> WA III, 13, S. 269.

<sup>86</sup> Hamm 1987, a.a.O., S. 135.

<sup>87</sup> Ebd.

<sup>88</sup> Vgl. Fournel, Henri: «Bibliographie saint-simonienne», Paris 1833, S. 78f.

<sup>89</sup> Vgl. Charléty, a.a.O., S. 45: „Jules Lechevalier, d’esprit exalté, mais de cœur froid, était resté deux ans en Allemagne pour y lire Hegel, et devint un des logiciens de la doctrine.“

<sup>90</sup> vgl.: Höppner, Joachim, Seidel-Höppner Waltraud: „Von Babeuf bis Blanqui. Französischer Kommunismus und Sozialismus vor Marx“ (2 Bde.), Leipzig 1975, Bd. 2, S. 143.

<sup>91</sup> Zit. nach Charléty, a.a.O., S. 45.

<sup>92</sup> Vgl. Walch, Jean: „Bibliographie du Saint-Simonisme“, Paris 1967, S. 42. – Walch gibt unter der Rubrik «Le Saint-Simonisme en Allemagne» neben Heine sogar Goethe an [!]: «L’influence du Saint-Simonisme sur Goethe est visible dans *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, et dans le 4<sup>e</sup> acte de *Second Faust*.» Walch, a.a.O., S. 104.

Saint-Simonisten, die ‚12 Apostel‘ Saint-Simons, zog es dagegen vor, ausschließlich im engeren Kreis zu debattieren. Parallel zu den Predigten im ‚Globe‘ erschien eine weitere Reihe mit dem Titel: „Économie politique et Politique“ vom 28.11.1830 bis zum 18.06.1831 von Enfantin selbst, dem ‚Père suprême‘, verfaßt.<sup>93</sup> Der als ‚Neue Religion‘ auftretenden Sekte waren selbst so scheinbar entfernte Gesellschaftsbereiche wie Religion und Politik eng miteinander verknüpft. Die ‚Predigt‘ vom 10.01.1831 handelt von der „Identité de la politique et de la religion“.

Goethe war ab 1826 Abonnent des ‚Globe‘ und hatte von der Redaktion in Paris ein Exemplar frei Haus bekommen, das durchschnittlich sechseinhalb Tage nach Auslieferung in Weimar eintraf.<sup>94</sup> Allein in dem damals 9000 Einwohner zählenden Städtchen Weimar gab es sieben Abonnements der Zeitung, wobei es jedes Exemplar auf bis zu zehn Leser brachte. Goethes regelmäßige, durch Pausen unterbrochene Lektüre der Zeitung läßt sich bis Oktober 1830 nachweisen. Die in Goethes Bibliothek sich befindende Sammlung des Globe endet mit der Ausgabe vom 22.2.1831.<sup>95</sup> Allerdings gibt es auch keinen Beleg darüber, daß Goethe die Lieferung von sich aus eingestellt hätte. – Der Globe geriet, wie schon erwähnt, im November 1830 in die Hände der Saint-Simonisten und trug mit der Ausgabe vom 18.01.31 den neuen Titel: „Le Globe, Journal de la Doctrine de Saint-Simon.“ Aufgrund seiner Verfügbarkeit und Verbreitung in Weimar und aufgrund des besonderen Interesses, das Goethe dem ‚Globe‘ viele Jahre entgegenbrachte, muß die Zeitung als Quelle ersten Ranges in Anschlag gebracht werden, was die Nachrichten über das Treiben der Saint-Simonisten in Paris betrifft.

Die im Dezember 1830 in den „Jahrbüchern für Wissenschaftliche Kritik“ erschienene Rezension zur ‚Doctrine de Saint-Simon. Exposition. Première année‘ von Friedrich Wilhelm Carové<sup>96</sup> ist die erste Besprechung einer Saint-Simonistischen Publikation im deutschen Sprachraum. Schuchardt geht in seiner umfangreichen Quellenstudie davon aus, daß Goethe diese ungünstige

---

<sup>93</sup> Der erste Teil dieser Reihe existiert auch als deutsche Übersetzung. Enfantin, Prosper: „Die Nationalökonomie des Saint-Simonismus“, hrsg. von Georg Adler und Carl Grünberg, Leipzig 1905.

<sup>94</sup> Vgl. diese und die nachfolgenden Ausführungen, Heinz Hamm: „Goethe und die französische Zeitung *Le Globe*“, Weimar 1998, S. 32ff.

<sup>95</sup> Hamm 1998, a.a.O., S. 40ff.

<sup>96</sup> Carové, Friedrich Wilhelm: Rezension der ‚Doctrine de Saint-Simon. Exposition. Première année‘ Aus: „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, Berlin 1830.

Würdigung der Hauptschrift der Saint-Simonisten gelesen hat, begründet durch Goethes eigene Arbeit und rege Teilnahme an der genannten Zeitschrift. Carové hat im April 1831 eine von Schuchardt ebenfalls erwähnte zweite Arbeit zum Saint-Simonismus vorgelegt<sup>97</sup>, die als Vorwort einen Wiederabdruck seiner Kritik vom Dezember enthält. Der Hauptteil dieses Buches besteht aus einem „vollständigen Auszug“<sup>98</sup> aus der ‚Doctrine‘ in deutscher Übersetzung von Carové; das Nachwort wiederum bringt eine weitere, inhaltlich vertiefte Kritik am Saint-Simonismus. Trotz der geballten Kritik von Seiten Carovés, scheint Goethe die ‚Doctrine‘ gelesen zu haben, wenn er am 21.5.1831 in sein Tagebuch notiert: „Werk des John Sinclair, 1. Band, Doctrine de Saint-Simon, zu lesen angefangen“.<sup>99</sup> - Der erste Teil der ‚Doctrine‘ erschien in Paris 1829 mit dem Titel „Doctrine Saint-Simonienne. Exposition 1<sup>re</sup> année, 1829“ und wurde mit dem Werbeslogan „L’humanité a-t-elle un avenir religieux?“ im ‚Globe‘ erstmalig mit der Ausgabe vom 23.11.1830 beworben. Die Saint-Simonisten haben dem Mißverständnis, bei der ‚Doctrine‘ handle es sich um ein Buch ihres Lehrers, sicher selbst Vorschub geleistet.<sup>100</sup> Es verwundert jedoch, warum Carové in seiner Besprechung des ersten Teils den Titel „Doctrine de Saint-Simon“ angibt, was weder dem Titel der zum damaligen Zeitpunkt verfügbaren ersten noch der zweiten Auflage des ersten Teils entspricht. Bei Goethe findet sich dann ebenfalls der spätere Titel der Schrift in der zitierten Tagebuchnotiz. Das bedeutet, daß Goethe, wenn er den Titel nicht verkürzt zitiert, entweder erst die dritte Auflage des ersten Teils der ‚Doctrine‘ gelesen haben kann, die 1831 erstmals den Titel „Doctrine de Saint-Simon“ verwendet und als Verfasser Bazard angibt, oder Goethes Lektürevermerk bezieht sich auf den zweiten Teils der ‚Doctrine‘, die, im Frühjahr 1831 publiziert, von Anfang an den Titel „Doctrine de Saint-Simon“ verwendet. Beide Teile können mit gleichem Recht auf die Tagebuchnotiz bezogen werden.

Es lassen sich zwei Zeiträume ausmachen, in denen von Seiten Goethes eine intensivierete Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Saint-Simonismus stattfindet. Die frühesten Nachweise finden sich in den vielleicht von Carlyle

---

<sup>97</sup> Carové, Friedrich Wilhelm: „Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie“, Leipzig 1831.

<sup>98</sup> Ebd., S. 118. Carovés Buch ist damit die erste deutsche Übersetzung der ‚Doctrine‘.

<sup>99</sup> WA, III, 13, S. 81. Auch die FA wiederholt den gelegentlich auftauchenden Irrtum, John Sinclair sei der Verfasser der ‚Doctrine‘. Vgl. FA, 2, Bd. 11 (38), S. 841.

<sup>100</sup> Vgl. Emge, a.a.O., S. 154.

angeregten Einträgen in der Agenda zu seinem Tagebuch im September und Oktober 1830. Ebenfalls in den Oktober fallen das längere Gespräch mit Soret vom 20.10.1830 und das im Tagebuch erwähnte Gespräch mit dem Kanzler von Müller am 31.10.1830.<sup>101</sup> Das Gespräch mit Soret wird von Seiten der Forschung in der Regel nach der Übersetzung Eckermanns wiedergegeben und öfters auch mit diesem verwechselt.<sup>102</sup> Eckermann hatte den dritten Teil seiner „Gespräche“ erst 1848 veröffentlicht und aus Ermangelung an genügend eigenem Material zur Fortsetzung durch Gespräche ergänzt, die Frédéric Soret in französischer Sprache mit Goethe geführt und ebenfalls aufgezeichnet hat. Liest man die ‚Übersetzung‘ dieses Gesprächs durch Eckermann und vergleicht sie mit dem französischen Original oder einer wortgenauen Übertragung des französischen Textes<sup>103</sup>, dann ergibt sich der Eindruck einer gänzlich verschiedenen Unterhaltung. Irritierend in Eckermanns Bearbeitung des Gesprächs ist die Kategorie des ‚Glücks‘, die als Zentralbegriff der Saint-Simonistischen Theorie verhandelt wird. Das Gespräch, das im Verhältnis von individuellem und allgemeinem Glück eine Positionsbestimmung der Lehre versucht, läßt sich kaum auf den Saint-Simonismus übertragen. Mehr noch als an den in Sorets Gespräch ebenfalls erwähnten Bentham erinnert diese zentrale Stellung des Glück-Begriffs an den Sozialreformer Robert Owen: „[S]ein persönliches Glück könne nur in dem Maße vergrößert werden, wie er selbst sich tätig bemüht, das Glück seiner Umwelt zu vermehren.“<sup>104</sup> Dem Saint-Simonismus angemessener ist Soret, wenn er dazu im Gegensatz vom Abwägen des „Nützlichkeitsprinzips“ und von „Utilitarismus“ spricht. Soret war in Paris mit Mitgliedern der Sekte zusammengetroffen und beliefert hier Goethe mit Informationen aus erster Hand. Seine Erlebnisse hat Soret schriftlich fixiert.<sup>105</sup>

---

<sup>101</sup> Vgl. die tabellarische Übersicht bei Schuchhardt a.a.O.

<sup>102</sup> So Sagave a.a.O., S. 126, Mahl, Bernd: „Goethes ökonomisches Wissen“, Frankfurt am Main 1982, S.514 und Gaier FD III, S. 630.

<sup>103</sup> Vgl. Houben, S. 473ff.

<sup>104</sup> Owen, Robert: „Eine neue Gesellschaftsauffassung“ (zuerst 1817). Zit. nach: Ramm, Thilo (Hrsg.): „Der Frühsozialismus. Quellentexte“, Stuttgart 1968, S. 257.

<sup>105</sup> „Als ich fortging, war ich entschlossen, alles, was ich von den St.-Simonisten wußte, in einer kleinen Abhandlung zusammenzufassen, mit Einschluß meiner Pariser Erinnerungen und einer Erörterung über die Grundsätze. Diesen Plan habe ich bald nachher auch ausgeführt.“, Houben, S. 475. - An Goethe schreibt Soret dann 4 Monate später: „Auch die St.-Simonisten haben mir etwas von meiner Zeit gestohlen, denn ich habe darüber einige Erinnerungen und Betrachtungen aufgesetzt [...] und ich seufzte manchmal bei dem Gedanken, daß der Politik selbst der nicht ausweichen kann, der sich am wenigsten damit abgeben will.“, Soret an Goethe, 17.2.1831, Houben, S. 511. - Houben hat versucht, den Aufsatz ausfindig zu machen. Leider ohne Erfolg. Vgl.: Houben, S. 754.

An seine Eltern schreibt er zwei Tage später:

„J'ai eu hier une conversation assez intéressante avec Goethe au sujet de St Simonistes et du principe de l'utilité ; j'en ai noté les points les plus intéressants; quant aux St Simonistes le hasard veut que je les aie connus d'assez près dans un temps où personne n'en parloit; Antoine a été longtemps le rédacteur en chef d'un de leurs journaux ; ils m'ont envoyé depuis lors plusieurs de leurs brochures que j'ai seulement parcourues ; elle sont écrites lourdement et sans philosophie ; l'ennui m'a gagné en les lisant. Il paroît que la dernière révolution de France a animé cette secte mourante et que sous de belles paroles elle vise à tripoter dans le monde politique ; je sais de bonne part qu'elle cherche à faire des prosélytes dans l'étranger ; Dieu merci ils ne se sont pas adressés à moi ; ma position et mes goûts étrangers aux intrigues suffiroient déjà pour me faire sur le champ rejeter toute proposition semblable mais je suis bien aise de n'avoir pas l'ennui d'un refus à faire. J'entrevois par ci par là de certains fils d'araignée qui m'auroient ou m'avoient autrefois échappé et je commence à sentir la nécessité de tenir un journal de mes principaux souvenirs ; elle pourra dans un temps plus reculé acquérir un grand intérêt historique.“<sup>106</sup>

Soret sieht in seiner ablehnenden, „gelangweilten“ Haltung ebenso wie Carlyle einen Zusammenhang zwischen der Julirevolution und der zunehmenden Verbreitung der Sekte. Wie Carlyle kommt er zu dem Schluß, dem Saint-Simonismus „ein großes historisches Interesse“ vorauszusagen. Die Haltung, die Soret hier gegenüber seinen Eltern vertritt, wird er Goethe gegenüber nicht ganz verschwiegen haben, auch wenn er in dem angeführten Gespräch die Rolle der Saint-Simonisten einzunehmen scheint.

Die zweite Phase einer vertieften Auseinandersetzung mit dem Saint-Simonismus fällt in den Mai und Juni 1831. Goethes Tagebucheinträge vom 21.5.1831 („Werk des John Sinclair, Doctrine de Saint-Simon, zu lesen angefangen“) und vom 30.05.1831 („Bemühung dem St. Simonistischen Wesen auf den Grund zu kommen, deshalb gelesen bis Abends“) verweisen auf ein Interesse Goethes am Saint-Simonismus gerade zur Zeit der Abfassung der Schlußpartien des ‚Fausts‘. Während „14 Tage Gefangenschaft unter einer harten catarrhalischen Despotie“ habe er sich das „wunderliche Treiben der St. Simonisten in Paris“ klar gemacht, schreibt Goethe am 1. Juni 1831 an Zelter.<sup>107</sup> Und einen Monat später, am 28. Juni 1831 wird er immer noch „mitunter in das neuere Französische hineingezogen“, wobei er jetzt nicht mehr von der „Société“ oder den „St. Simonisten“ spricht, sondern, weit schroffer im Ton, von einer „Sekte“, der „Religion Simonienne“.<sup>108</sup>

---

<sup>106</sup> 22.10.1830 Soret an seine Eltern nach Genf. Zit. nach: Gallati, Ernst: „Frédéric Soret und Goethe. Nach Sorets unveröffentlichten Korrespondenzen mit seinen Angehörigen in Genf“, Bern 1980.

<sup>107</sup> WA IV, 48, S. 207.

<sup>108</sup> WA IV, 48, S. 258f.

### 3.2 Religiöser Überbau des Landgewinnungsvorhabens

Daß Goethe der „Religion Simonienne“ sehr ablehnend gegenüber stand, wird spätestens dann deutlich, wenn man die Worte seiner Erleichterung darüber liest, daß der Sekte in Paris im Frühjahr 1832 der Prozeß gemacht wurde. Er schreibt am 4.2.1832 an Zelter:

„Den besten Dank für die Pariser Nachricht. Es ist großer Schritt, höchst nötig, aber kaum denkbar, ein großer Sieg über die Anarchie. Möge es ferner gelingen!“<sup>109</sup>

Zelter hatte seinem vorhergehenden Brief vom 1./2. Februar einen Auszug aus einem Brief von Felix Mendelssohn-Bartholdy beigefügt, der sich von Dezember 1831 bis April 1832 in Paris aufgehalten hatte. Mendelssohn-Bartholdy berichtet über die öffentliche Verhaftung Enfantins und anderer Sektemitglieder vor Beginn einer öffentlichen ‚Predigt‘ in der Rue Monsigny. Er berichtet darin auch, daß er häufig mit Olinde Rodrigues verkehre, der ihm gerade einen Besuch abgestattet habe.<sup>110</sup> Neben Bazard und Enfantin war Rodrigues Gründungsmitglied der Sekte und genoß eine Art Ausnahmestellung, da er als Einziger Saint-Simon noch zu Lebzeiten freundschaftlich verbunden war. Für die Rolle als ‚Père‘ der Sekte war er zu jung, zählte er, gleich alt wie Mendelssohn, 1826 doch gerade 17 Jahre.<sup>111</sup> Goethes ablehnende Haltung speist sich nicht aus einem generellen Mißtrauen freireligiösen Überzeugungen gegenüber, wie man vielleicht vorschnell annehmen könnte. Seine Toleranz in Fragen der Religionswahl war für seine Zeit sicher unüblich:

„In Neu York sind neunzig verschiedene, christliche Confessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. In der Naturforschung, ja in jeder Forschung, müssen wir es soweit bringen; denn was will das heißen daß jedermann von Liberalität spricht und den anderen hindern will nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen?“<sup>112</sup>

Die Gründe für Goethes Kritik sind eher im Inhalt der Saint-Simonistischen Religion zu suchen. „[E]in großer Sieg über die Anarchie“ sei die Festnahme der Sektenführer im neu sich formierenden Rechtsstaat unter Louis Philippe. Der Tumult während der Juliereignisse hat den Nährboden für das Wachsen

---

<sup>109</sup> WA IV, 49, S. 230.

<sup>110</sup> Vgl.: MA 20.3, S. 1292.

<sup>111</sup> Vgl.: Emge, a.a.O., S. 149ff.

<sup>112</sup> Goethe: „Über Naturwissenschaft im Allgemeinen, einzelne Betrachtungen und Aphorismen“, WA II, 11, S. 103.

und die rasche Verbreitung der Sekte geschaffen: Diesen Eindruck konnte Goethe durch Carlyle und Soret gewinnen.

Das für den vierten und fünften Akt so wesentliche Motiv des Deichbaus (V.10198-10221) läßt sich nicht auf Goethes Kenntnis der Schrift von Transon zurückführen, aber das Motiv der Naturbeherrschung ist von zentraler Bedeutung für die Saint-Simonisten. Die ‚Doctrine‘ definiert:

„Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen – dies ist die Form der menschlichen Beziehungen der Vergangenheit: die Ausbeutung der Natur durch den an den Menschen *gebundenen* Menschen ist das Bild der Zukunft.“<sup>113</sup>

Naturbeherrschung als produktive Quelle gesellschaftlicher Wertschöpfung ist eine Form menschlicher Arbeit, die auch von Saint-Simon immer wieder mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Dem Kanalbau zur Steigerung des Handels galt sein besonderes Interesse. Seine Autobiographie notiert für 1783:

„Ich habe dem Vizekönig von Mexiko ein Projekt unterbreitet, um zwischen den beiden Ozeanen eine Verbindung herzustellen. Eine solche ist möglich, indem man den Fluß „in partido“ schiffbar macht, dessen eine Mündung sich in unseren Ozean, dessen andere sich in den Pazifik ergießt.“<sup>114</sup>

Der „begeisterte Projektentwickler“<sup>115</sup> Saint-Simon scheitert mit seinem Anliegen an mangelndem Interesse auf mexikanischer Seite, was ihn jedoch nicht davon abhält, ähnliche Ideen an anderem Ort zu entwickeln. 1787 begibt er sich nach Spanien, wo die Regierung seit längerem über ein Kanalbauprojekt nachdenkt, das Madrid mit dem Atlantik verbinden soll. Allein hierzu fehlen die notwendigen Mittel, und Saint-Simon tritt als Gestalter eines für die damalige Zeit neuartigen Finanzplanes auf. François de Cabarrus, damaliger Direktor der spanischen Zentralbank, sollte durch einen großzügigen Kredit für die Regierung das Projekt finanzieren. Der Bank würden die geliehenen Gelder später durch Zolleinahmen zurückfließen, die die Regierung im Vorhinein abzutreten hätte. Die Kanalbauarbeiten sollten durch eine eigens aufgestellte Fremdenlegion bewerkstelligt werden.<sup>116</sup> Aus diesem Projekt wurde bekanntlich nichts. Enfantin wird sich 1834 im Gefolge seines Meisters für das Suez-Kanal-Projekt begeistern. Kennzeichnend für Saint-Simon wie für seine Schüler ist diese Begeisterungsfähigkeit für große Taten, die Machbarkeit von Au-

---

<sup>113</sup> Doctrine, S. 96.

<sup>114</sup> Zit. nach Emge, a.a.O., S. 46.

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Vgl. Emge, a.a.O., S. 48ff.

ßerordentlichem, die neuen Möglichkeiten im Zusammenspiel von moderner Technik und Großfinanz.

Faust im vierten Akt trägt eben diese Züge:

„[...] Dieser Erdenkreis  
gewährt noch Raum zu großen Taten.  
Erstaunenswertes soll geraten,  
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.  
[...]  
Herrschaft gewinn ich, Eigentum!  
Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.  
[...]  
Und es ist möglich [...]“ (V.10181ff., V.10187f. V.10222)

Im fünften Akt wird diese Tendenz noch unterstrichen:

„Daß sich das größte Werk vollende  
Genügt Ein Geist für tausend Hände.“ (V.11509-11510)  
[...]  
Dem Blick eröffnen weite Bahn,  
Zu sehn was alles ich getan,  
Zu überschauen mit einem Blick  
Des Menschengeistes Meisterstück. (V.11245ff.)

Die Parallelität zwischen Faust und Saint-Simon liegt in dem gemeinsamen Hang zu *großen Taten*. Beide sind sie durchdrungen von dem ‚Wahn der Machbarkeit‘: *Und es ist möglich*, also muß es gemacht werden. Ganz im Sinne des ‚leidenschaftlich‘ agierenden Faust in den Versen 10198ff. äußerte Saint-Simon gegenüber Rodrigues auf dem Sterbebett: „Erinnern Sie sich daran, daß man passioniert sein muß, um große Dinge zu vollbringen.“<sup>117</sup>

Das von Heinz Hamm angeführte „allgemeine Ameliorationsprojekt“<sup>118</sup>, d.h. die Erhöhung der Bodenproduktivität durch breit angelegte Entsempfungen, Berechnung optimaler Anbauflächen, Einsetzen von Dünger, Wechselbepflanzungen usw., das nach Hamm „eine der zentralen wirtschaftspolitischen Orientierungen Saint-Simons für Frankreich“<sup>119</sup> gewesen sein soll, läßt sich meiner Meinung nach nicht als ‚Gedankengut‘ Saint-Simons im ‚Faust‘ anführen.<sup>120</sup> Die ersten Bemühungen im nationalen Maßstab in dieser Richtung gehen ohne Zweifel auf das Konto der Physiokraten. In Frankreich waren dies vor allem Quesnay und Turgot, deren Lehren in Deutschland später durch Schlettwein und Goethes Schwager Schlosser bekannt wurden und in der Praxis Anwen-

---

<sup>117</sup> Zit. nach Emge, a.a.O., S. 143.

<sup>118</sup> Hamm 1991, S. 274.

<sup>119</sup> Ebd.

<sup>120</sup> Der Hintergrund des Nachfolgenden speist sich im Wesentlichen aus der ausgezeichneten Studie von Bernd Mahl, a.a.O.

dung fanden. Bernd Mahl hat dabei nachweisen können, daß Goethes eigene amtliche Tätigkeiten in Weimar von den ‚deutschen Physiokraten‘ beeinflusst worden sind. Nur weil Saint-Simon ein halbes Jahrhundert später ähnliche Gedanken formulierte, läßt sich jedoch keinesfalls behaupten, die Bodenameliorationen im ‚Faust‘ seien ausschließlich auf Saint-Simon zurückzuführen.

Doch zurück zum vierten Akt, zur ‚Versuchungsszene‘:

MEPHISTOPHELES. [...]  
Wir sind die Leute Großes zu erreichen:  
Tumult, Gewalt und Unsinn! sieh das Zeichen! –  
Doch, daß ich endlich ganz verständlich spreche,  
Gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche?  
Du übersahst, in ungemessnen Weiten,  
Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten; (Matth.4.)  
Doch, ungenügsam wie du bist,  
Empfandest du wohl kein Gelüst?  
FAUST. Und doch! ein Großes zog mich an.  
Errate! (V. 10128-10135)

Die Szene ist der einschlägigen Stelle bei Matthäus bis in Einzelheiten nachgebildet. Dort heißt es:

„Wiederum führete ihn der teufel mit sich auf einen sehr hohen berg, und zeigte ihm alle reiche der welt, und ihre herrlichkeit, Und sprach zu ihm: Diß alles will ich dir geben, so du niederfallest und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, satan.“(Matth.4.8)

Dem *Hochgebirg* korrespondiert der *sehr hohe berg*, und die *reiche der welt* haben beide auf ihrem Flug gesehen. Im Neuen Testament hat diese Szene einen hohen Stellenwert. Sie markiert den Übergang Jesu in die Wirksamkeit. Der Szene unmittelbar anschließend folgt die Bergpredigt und sein messianisches Wirken. Das Motiv der Widerstehung der Versuchung, eine historische Entscheidungssituation, die im Alten Testament mehrfach vorgezeichnet ist, erhöht die Festigkeit des Glaubens und des eingeschlagenen Weges.<sup>121</sup> Der ausdrückliche Stellenhinweis im ‚Faust‘-Text unterstreicht die Bedeutung dieser Szene, die bewußte Parallelsetzung zum Neuen Testament. Auch das Ende

---

<sup>121</sup> Johann Caspar Lavater hat behauptet, die ganze Geschichte hätte in einer literarischen Verarbeitung *keine Haltung*, wenn man den Teufel nicht Inkognito auftreten ließe. Lavater hatte für sein erstmals 1783 erschienenen Werk „Jesus Messias. Oder die Evangelisten und die Apostelgeschichte in Gesängen“ ein Kupfer mit dem Titel „Satan bey Jesus in der Wüste“ anfertigen und dreimal umarbeiten lassen, auf dem der Satan, als Lichtgestalt konzipiert, die Gesichtszüge Goethes erhielt. - Goethe hat Lavaters Forderung, den Teufel Inkognito auftreten zu lassen, nicht übernommen. Seine Umarbeitung hat einen anderen Charakter. Vgl.: Kippenberg, Anton: „Goethe, Dittmar und Lavater“, in: JBDSK Bd. X, 1935.

Fausts wird durch die Aufnahme der letzten Worte des gekreuzigten Jesu<sup>122</sup> in Zusammenhang mit dem Weg des Erlösers gesetzt.

Mephistopheles tritt hier zum ersten Mal wieder als Versucher auf, nachdem er im ganzen zweiten Teil die Rolle als Knecht, als Handlanger Fausts eingenommen hatte. Das bindet die Handlung wieder zurück an den Ausgang des Dramas, an die Szene im *Studierzimmer* und an den *Prolog im Himmel*. Dort ging es ebenfalls um die Versuchung Fausts durch den Teufel. Die eigentliche Absicht des Teufels wird hier in Erinnerung gerufen, um auf den Ausgang des Dramas vorzubereiten. Er zeigt sich *endlich* (V. 10128) noch einmal in eigentlicher Gestalt, will *ganz verständlich sprechen* und führt ihn in Versuchung: *Empfandest du wohl kein Gelüst?* – Im Gegensatz zu Jesus schlägt Faust das Angebot nicht aus. *Und doch! ein Großes zog mich an. Errate!* Die Szene gerät in Opposition zur biblischen Vorlage. Das Stichwort vom ‚Großen‘, von dem Mephisto zuvor erklärt hat, sie könnten es erreichen, nimmt Faust in seiner Antwort auf. *Ein Großes* zog ihn an. Der Teufel soll nun erraten, was Faust, der Mensch, für groß hält. Oder besser: „Faust zwingt Mephistopheles auf diese Weise, sich in dem darzustellen, was ein Teufel für groß hält.“<sup>123</sup> - Beiden Sichtweisen ist auf jeden Fall gemeinsam, daß das aktive Moment der Versuchung durch den Teufel stark geschmälert wird. Faust selbst sucht sich den Gegenstand seiner ‚Versuchung‘ aus und läßt den Teufel als großen Versucher‘ herabgewürdigt ziemlich schlecht dastehen, was die Vorschläge, die er im Folgenden bringen wird, auch noch unterstreichen. Faust spielt ein Spiel mit ihm, glaubt sicher nicht, daß Mephisto seinen Wunsch erraten wird. Er scheint nur darauf zu warten, ihm den abschließenden Stoß zu versetzen: *Von allem ist dir nichts gewährt. / Was weißt du was der Mensch begehrt?*

Fausts *Wunsch*, den Mephisto befördern soll, ist vollständig eingerahmt durch den biblischen Kontext. Faust erscheint hier und im Weiteren als neuer Messias. Sein Landgewinnungsvorhaben ist sein Weg in die Wirksamkeit, der dem Weg Jesu korrespondiert nach der Versuchung durch den Teufel. Philemon und Baucis sprechen vom *Vertrauen* in den *alten Gott*, (V.11142) im Gegensatz zum ‚neuen Gott‘, ihrem Nachbarn. Und Faust selber sieht sich in ähnlicher

---

<sup>122</sup> V.11594: *es ist vollbracht*. Dazu im NT, Johannes 19,30.

<sup>123</sup> Heise, Wolfgang: „Der ‚Faust‘ des alten Goethe: ‚Herrschaft gewinn‘ ich, Eigentum!“. In: „Aufbruch in die Bürgerwelt. Lebensbilder aus Vormärz und Biedermeier.“, hrsg. von Helmut Bock, Münster 1994, S. 34-45, S. 38.

Bedeutungshöhe: *Des allgewaltigen Willens Kür | Bricht sich an diesem Strande hier* (V.11255f.) Faust sieht sich als ‚allgewaltig‘, ein Prädikat, das seine Gottähnlichkeit unterstreichen und herausheben soll.

Saint-Simon geht von einer tiefen Religionsbedürftigkeit seiner Zeit aus und beschreibt in seiner Autobiographie die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts:

„Die heutige Generation hat aus unseren Büchern und unserer Gesellschaft den Ton der Frivolität und des Spottes verschwinden lassen, mit dem sich die vorige hinsichtlich des religiösen Glaubens wichtig tat. Dies wird heute fast überall getadelt und gilt selbst in den Salons unserer Müßiggänger als schlechter Geschmack. Er wurde abgelöst von einem allgemeinen Gefühl des Respekts für religiöse Ideen, da man überzeugt ist, daß man diese heute braucht.“<sup>124</sup>

Sein zuletzt geschriebenes Buch „*Nouveau Christianisme*“ kann insofern als ein Produkt dieser Einsicht gewertet werden, als seine staatswirtschaftlichen und politischen Anliegen hier erstmals im Zusammenhang einer ‚neuen Religion‘ formuliert worden sind. Im Sinne Saint-Simons ist dieser Schritt durchaus konsequent. Einerseits bezeichnet er sich als Pazifist in strikter Ablehnung jedes gewaltsamen Umbruchs und gleicht damit durchaus dem ‚politischen Neptunisten‘ Faust. Andererseits sind seine Forderungen von so erheblichem Ausmaß, er fordert ja nichts weniger als eine Totalrevision der bestehenden Gesellschaft, daß man sich fragen muß, wie dies überhaupt zusammengehen kann. Der einzig denkbare Träger, der beide Zielvorstellungen ohne Widerspruch in sich aufnehmen könnte, wäre der legitimierende Rahmen einer Religion bzw. Ideologie, die sich um die „*zu berücksichtigenden Bedingungen, auf die man unausweichlich angewiesen ist*“<sup>125</sup>, nicht zu kümmern braucht.

Daß Faust bei seinem Landgewinnungsvorhaben, seinem ‚Projekt‘, in der Rolle eines ‚neuen Messias‘ agiert, kann durchaus als weiteres Indiz einer Saint-Simonistischen Beeinflussung der beiden Schlußakte gelesen werden. Diese Interpretation wäre zudem weniger abstrakt und produktiver als die in diesem Zusammenhang meist bemühte allgemeine Formel einer ‚Hybris des modernen Menschen‘. Der neue Messias Faust ist wie die ‚Religion Simonienne‘ ganz auf das Diesseits abgestellt: *Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt: | Tor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet* (V. 11442f.) Die Saint-Simonisten, „*la religion du progrès*“<sup>126</sup>, sieht sich ebenfalls als eine Religion des Diesseitigen, die

---

<sup>124</sup> Zitiert nach Emge, a.a.O., S. 126.

<sup>125</sup> Goethes Tagebuch vom 31.10.1830, WA III, 12, S. 324.

<sup>126</sup> Lechevalier, a.a.O., S. 9.

der Trennung von Diesseits und Jenseits, sowie Leib und Seele des Menschen entschieden ablehnend gegenüber steht. Auch Gut und Böse sei kein haltbarer Gegensatz: „Et cependant le mal n’a point d’existence positive dans l’univers: au point de vue de l’*enfini* tout es bien, tout est bon, car tout est un.“<sup>127</sup>

Nicholas Boyle hat die in diesem Untersuchungszusammenhang am weitesten gehende These vertreten, daß die historische, spezifisch moderne Gestalt Saint-Simons direkt als Präfiguration für den Faust der Schlußpartien gedient haben könnte.

„May Goethe not have seen in this entelechy, this ‚individualité ... si singulière et si générale‘, as the article in *Globe* calls him, the concrete modern case that could help him to give more specific contours to his aged Faust? It would thus be the mind of the originator of Saint-Simonianism as much as, or more than, the philosophy itself which enabled Goethe to see the appositeness of Saint-Simonian ideas to his own *Hauptgeschäft*. The process may have been similar to that by which, in the writing of Act III, the treatment of modern poetry crystallized round the figure of Byron.“<sup>128</sup>

Boyles These kann nach Befunden der neueren Forschung sogar weiter gestützt werden. Der im ‚*Globe*‘ vom 4.6.1825 erschienene Nachruf auf Saint-Simon wurde von Goethe nachweislich spätestens Anfang 1826 gelesen und mit vielen Anstreichungen versehen.<sup>129</sup> Alle spezifisch ‚faustischen‘ Charakteristika von Saint-Simon sind in diesem Artikel vertreten. Über seinen ‚Unternehmergeist‘ heißt es etwa:

„Er steckte sein großes Vermögen in tausend Unternehmungen, die er, in seiner Hitzköpfigkeit und in dem ungestümen Verlangen nach raschem Handeln, kaum begonnen wieder aufgab, um sich anderen, (einen schnelleren Erfolg versprechenden) zu widmen. Er war nach und nach Unternehmer, Schriftsteller, Gründer industrieller und wissenschaftlicher Gesellschaften, Förderer unterstützungsbedürftiger Gelehrter und Verschwender seines Geldes und seiner Zeit. So endete er schließlich im Ruin, und der Enkel der Saint-Simons hatte kaum so viel, um die einfachsten Bedürfnisse zu befriedigen.“<sup>130</sup>

Der bereits erwähnte Eintrag „St. Simon“ in der Agenda zu Goethes Tagebuch vom Juni 1831 spricht für ein Interesse an der Person Saint-Simons gerade zur Zeit der Abfassung der beiden Schlußakte. - Ungerecht ist es jedoch, Boyles Ansatz auf den noch nicht einmal vollständig zitierten, weil Einschränkungen enthaltenden Schlußsatz zu reduzieren, wie es im Kommentar von Albrecht

---

<sup>127</sup> „Doctrines de Saint-Simon. Exposition. 2<sup>me</sup> année. 1829-1830“, Paris 1831, S. 104.

<sup>128</sup> Boyle, a.a.O., S. 14. Der erwähnte Artikel im ‚*Globe*‘ ist vom 26.10.1830 und gibt ein mehrspaltiges Porträt von Saint-Simon und seiner Philosophie. Boyle geht davon aus, daß Goethe diesen Aufsatz gelesen hat, da er in eine Periode der intensiven Beschäftigung mit dem Saint-Simonismus fällt. Allerdings verzeichnet Heinz Hamm (Hamm 1998, a.a.O.) keinerlei Anstreichungen in Goethes Ausgabe der Zeitung.

<sup>129</sup> Vgl. Hamm 1987, a.a.O., S. 137.

<sup>130</sup> Übersetzung von Hamm 1987, a.a.O., S. 138.

Schöne und deutlicher noch bei Thomas Zabka geschieht. Der halbe Schlußsatz „Faust’s final speech is a prophecy of marxism“<sup>131</sup> steht in keinerlei Zusammenhang mit dem von Boyle präsentierten Forschungsansatz. Hier handelt es sich nicht um eine „These“<sup>132</sup>, sondern vielmehr um eine überspitzt formulierte Schlußpointe. In der Schlußdiskussion soll Boyles eigentliche Argumentation im Zusammenhang der Ergebnisse des nachfolgenden Kapitels noch einmal aufgenommen werden.

### 3.3 Fausts „Herrschaft“ und „Eigentum“ im fünften Akt

*Herrschaft gewinn ich, Eigentum! Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.* Deutlich ist mit dieser Losung das Vorzeichen ausgesprochen, unter der das Landgewinnungsvorhaben Fausts zu betrachten sein wird. *Eigentum* will Faust sich aneignen, in Form einer *Tat*, indem er dem *unfruchtbaren Meeresufer*<sup>133</sup> durch Eindeichung Neuland abgewinnt. Aus der Tatsache, daß auf dem neu gewonnenen Boden bereits *Anger, Garten, Dorf und Wald (V. 11096)* entstanden sind, läßt sich schließen, daß seit der zweifelhaften Parteinahme Fausts für den Kaiser Jahrzehnte vergangen sein müssen. Faust hat den Wert des Küstenstreifens, der ihm vom Kaiser als *Lehn* übertragen worden ist, um ein Vielfaches gesteigert. Eigentümer scheint Faust von dem Neuland geworden zu sein, das er dem Meer abgerungen hat. Faust zumindest redet von *Hochbesitz (V.11156)*, später von seinem *Welt-Besitz (V.11242)*.

Die Situation der Eigentumsgewinnung, wie Faust sie hier vorführt, wird einige Zeit nach Goethes Fertigstellung der *Tragödie Zweiter Teil* - freilich ohne auf den ‚Faust‘ Bezug zunehmen - zur Modellsituation in einer Debatte zwischen Proudhon und Comte über das Eigentum erklärt. Charles Comte definiert 1834 in seinem „*Traité de la propriété*“:

„Gelingt es Leuten, ein unfruchtbares oder gar schädliches Land, zum Beispiel Sümpfe, fruchtbar zu machen, so schaffen sie dadurch das Eigentum überhaupt.“<sup>134</sup>

---

<sup>131</sup> Boyle, a.a.O., S. 43. Vgl. Schöne, FA 7.2, S. 749, und bei Zabka, a.a.O., S. 261, Anm. 544.

<sup>132</sup> Zabka, a.a.O., S. 261, Anm. 544.

<sup>133</sup> Paralipomenon 178, FA 7.2, S. 709.

<sup>134</sup> Zit. nach Höppner/Seidel-Höppner, a.a.O., S. 312.

Züge einer Modellsituation lassen sich ebenfalls im Projekt Fausts ausmachen. Saint-Simon schreibt dem gesetzlich reglementierten Privateigentum, als Grundlage der Gesellschaftsbildung, den höchsten Stellenwert zu: „Das Gesetz, das das Eigentum begründet, ist das wichtigste aller Gesetze.“<sup>135</sup> Seine Schüler, die Saint-Simonisten sahen das bekanntlich anders, sie forderten gar die Abschaffung des Privateigentums, da sie darin die Wurzel allen Übels sahen. Robert Owen, jenseits des Ärmelkanals, folgt zur gleichen Zeit den Saint-Simonisten Schritt auf Schritt. Auch er gründet eine Sekte, die sich wie die ‚Religion Simonienne‘ als ‚Neues Christentum‘ versteht. 1830 erscheint Owens Gegenstück zur ‚Doctrine‘: „The New Religion“. Richard Saage paraphrasiert in seinen Untersuchungen zur politischen Utopie der Neuzeit im nachfolgenden Zitat Owens Einstellung zum Privateigentum des bürgerlichen Kapitalisten unter den Bedingungen der Industrialisierung. Das Privateigentum sei zum „Übel“ geworden:

„Dieses Übel bestehe darin, daß es das Bewußtsein und den Charakter des Kapitaleigners depraviere. Es ruft in ihm Stolz, Eitelkeit, Ungerechtigkeit und den Hang zur Unterdrückung hervor, und zwar in völliger Mißachtung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte seiner Mitmenschen. Es enge seine Sichtweise auf den bornierten Kreis seines eigenen Ichs ein und hindere ihn so, die großen allgemeinen Interessen wahrzunehmen.“<sup>136</sup>

Diese Ausnahme- und gleichzeitig Modellsituation der Eigentumsgewinnung ist im vierten Akt bereits Anlaß für eine Meinungsverschiedenheit zwischen Kaiser und Erzbischof. Geht der Bischof davon aus, daß hier bereits *Zins und Gaben und Gefälle (V.11038)* zu entrichten seien, so sieht der Kaiser das ganz anders, denn *das Land ist noch da, im Meere liegt es breit (V.11039)*.

Von den Arbeiten an Deich und Kanal erfährt der Leser/ Zuschauer zu Beginn des fünften Aktes durch die Perspektiven dreier neu in die Dramenhandlung eingeführter Personen. Philemon und Baucis haben Tag für Tag die Arbeiten an Graben und Staudamm miterlebt. Der Wanderer wird abrupt mit der veränderten Landschaft konfrontiert und verstummt angesichts dessen *was er sieht (V.11082)*. Für ihn hatte das Meer an dieser Küste außerdem besondere Bedeutung, da es ihm vor Jahren beinahe das Leben gekostet hätte. Das *paradiesisch Bild (V.11086)* wird für ihn zur Schockerfahrung. Im Spiegel dieser Reaktionen auf die Geschehnisse erfährt der Zuschauer von den Veränderungen der Land-

---

<sup>135</sup> Saint-Simon, Claude-Henri: „Ausgewählte Schriften“, übersetzt und hrsg. von Lola Zahn, Berlin 1977, S. 226.

<sup>136</sup> Saage, a.a.O., S. 160.

schaft, von Fausts Unternehmen. Durch die Darstellung des Sachverhaltes aus der Perspektive dreier ‚Betroffener‘ wird Fausts Unternehmen zugleich moralisch bewertet. Der Zuschauer bekommt gar nicht erst die Möglichkeit, sich wertfrei dagegen zu verhalten. Der fünfte Akt beginnt mit einer Abwertung und Infragestellung der ‚Leistung‘ Fausts:

Das Euch grimmig mißgehandelt,  
Wog' auf Woge, schäumend wild,  
Seht als Garten ihr behandelt,  
Seht ein paradiesisch Bild.  
Älter, war ich nicht zu Handen,  
Hülfreich nicht wie sonst bereit,  
Und, wie meine Kräfte schwanden,  
War auch schon die Woge weit.  
Kluger Herren kühne Knechte  
Gruben Gräben, dämmten ein,  
Schmälernten des Meeres Rechte,  
Herrn an seiner Statt zu sein.  
Schau' grünend Wies' an Wiese,  
Anger, Garten, Dorf und Wald. – (V.11083-11096)

Philemon erzählt dem ungläubigen Wanderer von den Arbeiten. Das *schäumend wilde Meer*, die nicht von Menschen gemachte, *grimmige*, unbezähmbare Natur ist in einen *Garten* verwandelt worden, in ein *paradiesisch Bild*. Philemon entschuldigt sich mit seinem hohen Alter dafür, nicht an den Arbeiten mitgewirkt zu haben, und bringt das Motiv ins Spiel, das Fausts Unternehmen in doppeltem Licht erscheinen läßt: Die grimmige Natur ist ein *paradiesisch Bild* geworden, mit dem zweifelhaften Resultat jedoch, daß jetzt Faust Herr *an seiner Statt* geworden ist.

Komm nun aber und genieße,  
Denn die Sonne scheidet bald. –  
Dort im Fernsten ziehen Segel!  
Suchen nächtlich sichern Port.  
Kennen doch ihr Nest die Vögel;  
Denn jetzt ist der Hafen dort.  
So erblickst du in der Weite  
Erst des Meeres blauen Saum,  
Rechts und links, in aller Breite,  
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Philemon fordert den Wanderer nun auf zu *genießen*. Das Abendmahl, währenddessen von Baucis zubereitet, scheint fertig zu sein. Ist der Genuß für Faust, „den das Erbteil seines Charakters, die Unzufriedenheit auch im Alter nicht verlassen hat“<sup>137</sup>, gerade das dringlichste Problem, so genügt hier eine simple Aufforderung, um genießen zu können. Der Genuß wird zur Aufforde-

---

<sup>137</sup> Goethe zu Eckermann am 06.06.1831, MA 19, S. 455.

zung der Heimkehr: *Komm nun aber*, denn auch die Sonne sinkt, und Philemon läßt dieses Bild den in den Hafen zurückkehrenden Schiffen korrespondieren, die wie die Vögel *nächtlich* das Nest aufsuchen. Der Hafen ist verlegt worden, das Meer erst *in der Weite* sichtbar.

*Am Tische zu drei, im Gärtchen.*

BAUCIS

Bleibst du stumm? und keinen Bissen

Bringst du zum verletzten Mund?

PHILEMON

Möcht er doch vom Wunder wissen!

Sprichst so gerne, tu's ihm kund.

BAUCIS

Wohl! ein Wunder ists gewesen!

Läßt mich heute nicht in Ruh;

Denn es ging das ganze Wesen

Nicht mit rechten Dingen zu.

Etwas merkwürdig erscheint die Anrede Philemons an seine Frau, *doch vom Wunder* zu erzählen, hatte er dem Wanderer doch gerade die Vorgänge geschildert. Es scheint Rücksicht auf die ihm wohlbekannte andere Position seiner Frau zu sein, die ihn dazu bewegt. Auch die Version seiner Frau soll der Wanderer hören, denn Baucis glaubt nicht der nüchternen, fortschrittsbejahenden Erklärung ihres Mannes. Für sie *ging das ganze Wesen/ Nicht mit rechten Dingen zu*, das sie *heute nicht in Ruh* läßt. Baucis spricht damit eine Vorahnung aus, die durch den Verlauf der Handlung bestätigt wird. Die Eindeichung liegt lange zurück, aber gerade *heute* muß sie wieder ständig daran denken.

PHILEMON

Kann der Kaiser sich versündgen

Der das Ufer ihm verleiht?

Tät's ein Herold nicht verkündgen

Schmetternd im Vorüberziehn?

Nicht entfernt von unsern Dünen

Ward der erste Fuß gefaßt,

Zelte! Hütten! - Doch, im Grünen

Richtet bald sich ein Palast.

Ohne ihre nähere Erklärung des *Wunders* abzuwarten, denn der Wanderer kennt ihre Deutung ja noch gar nicht, bricht Philemon ihr ins Wort und bietet ihr Paroli, einen schon bekannten Disput wiederaufnehmend. Philemon versteht ihr Wunder, das *nicht mit rechten Dingen* zugeht, als Infragestellung der Rechtmäßigkeit Fausts als Besitzer des neuen Landes. Sonst hätte er nicht mit der Tatsache der Belehnung Fausts geantwortet, legitimiert durch den nicht anzweifelbaren Kaiser, von einem kaiserlichen Boten verkündet, sondern mit der Fortführung der sachlichen Erklärung der Entstehung des neuen Landes, wenn es dies gewesen wäre, dem Baucis hier eine natürliche Ursache abspricht. Ich

kann mir Philemons Antwort, seinen Einwurf nur so erklären, daß Baucis Faust auch als rechtmäßigen Eigentümer des neu gewonnenen Landes in Frage stellt. Verliehen wurde Faust das Ufer des Reiches. Daß Faust jedoch auch Eigentümer des von ihm vervielfachten Bodens ist, scheint Baucis nicht geheuer. - Wie dem juristisch auch sei: Trotz des Eigentums, des Reichtums, den Faust mittlerweile angehäuft hat, ist er noch immer nicht am Ziel dessen, wonach ihm verlangt:

Vor Augen ist mein Reich unendlich,  
Im Rücken neckt mich der Verdruß,  
Erinnert mich durch neidische Laute:  
Mein Hochbesitz er ist nicht rein,  
Der Lindenraum, die braune Baute,  
Das morsche Kirchlein ist nicht mein. (V.11153-11158)

Er hat es auf das kleine Anwesen von Philemon und Baucis abgesehen. Fausts *Welt-Besitz*, sein *Eigentum* steht von vornherein unter dem Zeichen des Neids und der Habsucht. Vom *köstlichen Genießen* (V.10228) - vorher noch erklärtes Ziel - kann hier am Beginn von Akt fünf keine Rede mehr sein. Die Situation ist eigentlich lächerlich: Faust wohnt allein in seinem *Palast* als *Patron* einer großen Schiffsflotte, umgibt sich mit *Kostbarkeiten* (V.11207) und neidet dennoch einem alten Paar die bescheidene Hütte. Es scheint, als könne er an nichts anderes denken, völlig besessen ist er von dem Wunsch, das Anwesen der Beiden für ein *Luginsland* (V.11344) zu benutzen.

Doch zunächst weiter zu Faust: Sein Palast liegt direkt am Kanal, der durch das gewonnene Neuland hindurch mit dem Meer verbunden ist. Der Palast dient neben seiner Funktion als Amtssitz Fausts gleichzeitig als direkt anschiffbares Schatzdepot, auch als Rechnungskontor, *Und tritt er zu | der reichen Schau | Berechnet er alles | Mehr genau* (V.11209ff.) und als Werkzeuglager: *Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten* (V.11505). Vom Kaiser ist außer einer kurzen Erwähnung zu Beginn des Aktes nichts mehr zu hören. Hatte die Politik im vierten Akt noch breiten Raum eingenommen, so ist sie hier in Akt fünf völlig abwesend. Faust selbst scheint eine Art König zu sein. Er wohnt im ‚*Palast*‘ und ihm dargebracht wird das *Königsgut* (V.11195).

Im Wirtschaftssystem der Saint-Simonisten wird die freie Konkurrenz- und Marktwirtschaft durch eine zentral gesteuerte Planwirtschaft ersetzt. Die Fähigsten und Besten würden in dem anvisierten Industriestaat die Rolle der „Fürsten der Industrie“ einnehmen. Die Verwaltung und Organisation der ge-

samtgesellschaftlichen Arbeit erledigt ein hierarchisch gegliedertes System von Banken. An dessen Spitze steht eine Zentralbank, die dem Palast Fausts in ihrer Funktion gar nicht unähnlich ist:

„Dieses System würde zunächst eine Zentralbank umfassen, die - im *materiellen* Bereich – die *Regierung* darstellte: sie hätte alle Reichtümer, den ganzen Produktionsfonds, alle Arbeitswerkzeuge, kurz alles in Verwahrung, was heute die Gesamtheit des Eigentums der *einzelnen* bildete.“<sup>138</sup>

Eine politische Verwaltung sei in diesem Staat nicht mehr notwendig, denn „das, was man heute einen Minister, einen Präfekten, einen Maire nennt, [würde] vor diesen machtvollen Führern der produktiven Arbeit eine traurige Rolle spielen.“<sup>139</sup> In diesem Staat regierte die Industrie – „im materiellen Bereich“ - und die Religion (Simonienne) im geistigen.

Eine wichtige Frage, die an diesem Punkt in Bezug auf den ‚Faust‘ gestellt werden muß, ist die nach der Anwesenheit von Technik oder gar Industrie im fünften Akt. Davon ist auf den ersten Blick wenig zu sehen, die Rede ist von *Hack und Schaufel* (V.11124), von *einem Spaten* (V.11505) und zum Messen benutzen Fausts ‚Arbeiter‘ lediglich eine *Kette* (V.11520). Dennoch soll hier von der Gegenwart moderner Technik ausgegangen werden. Die einzigen Hinweise im Text auf die Art und Weise der Entstehung des Deiches und des Kanals werden im Auftakt des Aktes von Philemon und Baucis geliefert:

BAUCIS  
Tags umsonst die Knechte lärmten,  
Hack und Schaufel, Schlag um Schlag,  
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,  
Stand ein Damm den andern Tag.  
Menschenopfer mußten bluten,  
Nachts erscholl des Jammers Qual,  
Meerab flossen Feuergluten;  
Morgens war es ein Kanal. (V.11123-11130)

Baucis fährt fort mit der Schilderung der Arbeiten am Deich, die ihr Gatte Philemon vorher in eher sachlichem Stil begonnen hatte. Doch hier ging es ihrer Meinung nach *nicht mit rechten Dingen zu*. Sie trennt in ihrer Schilderung das sichtbare, scheinbare Tagwerk vom eigentlichen, aber unsichtbaren Nachtwerk. Sichtbar waren tagsüber die arbeitenden *Knechte*, nachts jedoch *Flämmchen* und auch *Menschenopfer* hat sie beobachtet, zumindest hörte sie deren *Jammers Qual*. Ihrer Meinung nach ist für die Entstehung des Kanals und des Damms nicht das Tagwerk verantwortlich, dieses war nur scheinbar, sondern

---

<sup>138</sup> Doctrine, a.a.O., S.126.

<sup>139</sup> Enfantin, a.a.O., S.109.

das ihr unheimliche Nachtwerk ist für sie die Ursache. Die sichtbaren Arbeiten bei Tag hätten nicht zu einer so schnellen Entstehung von Damm und Kanal führen können. Andererseits lassen sich Baucis' Erklärungen auch als Fehlinterpretation deuten. Die damals neuen Dampfmaschinen, Wasserpumpen und zur Arbeit eingesetzten Eisenbahnen könnten ihr nur als unheimliches Teufelswerk erschienen sein. Die durch moderne Technik erreichte Geschwindigkeit der Deichbauarbeiten ist für sie keiner natürlichen Ursache zuzuordnen. Beim Bremer Hafenausbau etwa

„beschäftigte man über neunhundert Arbeiter - eine für damalige Verhältnisse kaum vorstellbare Zahl. Das Tagewerk begann im Sommer um 4.30 Uhr und endete abends um 8 Uhr. [...] Beim Bau der Schleuse rutschten wiederholt Bodenschichten nach und machten die Arbeit zunichte. Sumpffieber griff um sich und forderte zahlreiche Opfer. Auch davon erfuhr Goethe und ließ diesen ihn bedenklich stimmenden Aspekt des Unternehmens Baucis vertreten.“<sup>140</sup>

Der Text läßt es „in der Schwebe, wie viel Recht sie hat mit ihrer falschen Erklärung.“<sup>141</sup> Nimmt man diese Aussage von Albrecht Schöne in seinem ‚Faust‘-Kommentar ernst, dann wird vom Text sogar ein Zusammenhang hergestellt zwischen beiden Erklärungsmodellen, die „in der Schwebe“ gehalten und gerade nicht gegeneinander ausgespielt werden: Magie und Technik.<sup>142</sup>

Es scheint also berechtigt, den im magischen Bund mit Mephisto sich befindenden Faust als Industriellen<sup>143</sup> zu bezeichnen, der die als magisch qualifizierten Mittel moderner Technik für seine Zwecke benutzt. Dies zeigt gleichzeitig an, daß die Handlungszeit des fünften Aktes in die Gegenwart Goethes, in das Zeitalter der beginnenden Industrialisierung zu setzen ist. Das an der Figur Faust gespiegelte Wesen des modernen Menschen unter der Bedingung des aufkommenden Industriezeitalters scheint auch die Spaltung der Gesellschaft in untertänige, besitzlose Arbeiter und reiche, befehlende Herren nachzuvollziehen. Es ist die Frage, welche Stellung innerhalb dieses Problemzusammenhangs der ‚Faust II‘ hier bezieht. Ist der ‚Faust‘ ein hellichtiges Lehrstück

---

<sup>140</sup> Jörn Göres: „Faust. Vers: 11091 bis 11115“, in: „Vorfeld der Literatur. Vom Wert archivalischer Überlieferung für das Verständnis von Literatur und ihrer Geschichte“, Hrsg. von Karl-Heinz Hahn, Weimar 1991, S. 33.

<sup>141</sup> FA, Bd. 7/2, S. 714.

<sup>142</sup> Harro Segeberg hat den Begriff der „Feuergluten“ in der technischen Fachliteratur der Goethe-Zeit auf den Begriff der „Feuermaschinen“ zurückführen können, womit die Dampfmaschine gemeint war. Vgl. Segeberg, Harro: „Diagnose und Prognose des technischen Zeitalters im Schlussakt von Faust II“. In: GJB 114 (1997), S. 63-73, S. 67.

<sup>143</sup> Man könnte noch ein eher schwaches Argument hinzunehmen: „Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß | erfolgt der allerschönste Preis;“ ‚Industrie‘ kommt etymologisch von lat. ‚industria‘ = Fleiß, beharrliche Tätigkeit.

über die Gefahren des kapitalistischen Fortschritts? Und glaubt Goethe - trotz der Kritik am Kapitalismus und am technischen Fortschritt, daß diese Fehler vermeidbar sind? Oder ist die Prognose, die dem beginnenden Zeitalter gestellt wird, schon im Ansatz ohne Hoffnung?

Die „höchst geniale Entdeckung“ des Klassenbegriffs geht Friedrich Engels zufolge auf Saint-Simon zurück.<sup>144</sup> Nur insofern in Fausts Kolonialreich auch ein Klassengegensatz festzustellen ist, kann hier glaubhaft von ‚Kapitalismus‘ gesprochen werden: Faust steht den Arbeitermassen als alleiniger Eigentümer von Boden und Produktionsmitteln entgegen:

Arbeiter schaffe Meng' auf Menge,  
Ermuntere durch Genuß und Strenge,  
Bezahle, locke, presse bei! (V. 11555)

Ganz deutlich ist in Fausts Ansprache der abhängige Lohnarbeiter gemeint, von dem sogar noch zu Mitternacht angenommen werden kann, daß er sofort aufspringen wird, um seinen dürftigen Lebensunterhalt zu bestreiten: *Vom Lager auf ihr Knechte! Mann für Mann!* (V. 11503) Auch das Know-how für das Großprojekt akkumuliert sich einzig in der Person Fausts:

Daß sich das größte Werk vollende  
Genügt Ein Geist für tausend Hände. (V. 11509f.)

Fausts versteht seine Befehlsgewalt als totale, die keinen Widerspruch erduldet: *Des Herren Wort es gibt allein Gewicht* (V. 11502). - Der fünfte Akt zeichnet jedoch keineswegs ein neutrales Bild von dem auf der Großbaustelle darbanden Arbeiter. Wenn er nicht als *Menge*, als graue Masse in Erscheinung tritt, dann zeigt er sich im Bild der *schlotternden Lemuren*, als ewig zitterndes Wesen, das die unmenschliche Arbeit bis auf die Knochen ausgemergelt hat. Sie vernehmen alles nur noch *halb* (V. 11516) und das *Warum* ihres Tuns wird in der Regel *vergessen* (V. 11522).

Wie sieht es aus mit der Quelle von Fausts Reichtum?

MEPHISTOPHELES  
So haben wir uns wohl erprobt,  
Vergnügt wenn der Patron es lobt.  
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,  
Mit zwanzig sind wir nun im Port.  
Was große Dinge wir getan,  
Das sieht man unsrer Ladung an.  
Das freie Meer befreit den Geist,  
Wer weiß da, was Besinnen heißt!  
Da fördert nur ein rascher Griff,  
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,

---

<sup>144</sup> Zitiert nach Emge, a.a.O., S. 1.

Und ist man erst der Herr zu drei,  
Dann hakelt man das vierte bei.  
Da geht es denn dem fünften schlecht,  
Man hat Gewalt, so hat man Recht.  
Man fragt ums Was? und nicht ums Wie?  
Ich müßte keine Schifffahrt kennen.  
Krieg, Handel und Piraterie,  
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen. (V.11171ff.)

Diese Szene, die allein Auskunft gibt über die Art und Weise, wie in Fausts Kolonialreich der Reichtum produziert wird, untergräbt eigentlich die Deutung Fausts als kapitalistischer „*Handelsherr und Patron und einer Flotte*“<sup>145</sup>. Denkbar wäre allenfalls, daß Faust Einnahmen aus der Verpachtung des Neulands zufließen und daß die hier dargestellte Szene nur eine Ausnahme im Erwerbsleben Fausts darstellt.<sup>146</sup> Der Text gibt darüber keine Auskunft. Dargestellt wird Fausts *Welt-Besitz* in dieser Szene jedoch ganz klar als Seeräuberstaat, 1830 ein politisch hoch aktuelles Thema, durch die Zerschlagung des „Seeräuberstaates des Dei von Algier“<sup>147</sup> am 4. Juli 1830 durch die Truppen Karl X. und der damit wieder gewonnenen Möglichkeit eines gefahrlosen Handels im Mittelmeerraum. - Fausts „Flotte“ jedoch ist nicht ausgezogen, um Handel zu treiben; dies zu behaupten, widerspricht den Tatsachen im Text. Im Gegenteil, Fausts herbei gehakelter Reichtum gründet sich auf *Piraterie* und auf roher *Gewalt*.

Dem Meer wurde im vierten Akt noch folgendes zugeschrieben:

[...] Wie der Übermut  
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,  
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut  
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt. (V. 10202ff.)

Mephisto nimmt Fausts Wort in dieser Szene auf:

Das freie Meer befreit den Geist,  
Wer weiß da, was Besinnen heißt!  
[...]  
Man hat Gewalt, so hat man Recht.

Beide beschreiben eigentlich den gleichen Umstand, nur mit unterschiedlichen Schlußfolgerungen: Wird von Faust die Entfesselung der Leidenschaften als

---

<sup>145</sup> MA 18.1, S. 1093.

<sup>146</sup> Allerdings: „Den Käufern des bedeuhten Landes werden in der Regel einige Freyjahre zugestanden, um desto besser das Land urbar machen zu können. Jedes unurbare Land ist gewöhnlich bey dem Anfange seiner Cultur unergiebig, und wird erst durch die Fortgesetzte Anbauung desselben fruchtbar gemacht.“ Börm, H. N.: „Abriß der Deichkunde, als Grundlage eines künftig zu vollendenden vollständigen Lehrbuches dieser Wissenschaft, systematisch dargestellt“, Altona 1812, S. 164.

<sup>147</sup> Sieburg, a.a.O., S. 269. Sieburg sieht in diesen außenpolitischen Bemühungen Karl X. den letzten Rettungsanker, um die drohende innenpolitische Krise noch abzuwenden.

negativ empfunden, weil sie die Rechte des freien Geistes zurücksetzt, so ist Mephisto gerade dieses Zurücksetzen des Geistes recht eigentlich eine Befreiung vom Zwang der ‚Besinnung‘. – Unterscheiden sich Faust und Mephisto hier nicht ganz erheblich? Man könnte annehmen, daß hier von Seiten Fausts sogar ein höheres Bewußtsein vorliegt, indem er den mephistophelischen Schlußfolgerungen gerade nicht zu folgen bemüht ist: *Man hat Gewalt, so hat man Recht. Piraterie und Krieg* seien unausweichliche, nicht zu trennende Bestandteile einer auf Handel basierenden Wirtschaft. Auch in diesem Fall müßte man doch sagen: *Was willst Du Dich denn hier genieren.*

Es zeigt sich jedoch, daß Faust sich im Irrtum befindet. Sein Wunsch nach Stärkung der Rechte des Geistes und „Kanalisation der Leidenschaften“<sup>148</sup> gerät im Vornherein, von Anfang an in ein nicht zu lösendes Bündnis mit der Gewalt. Schon seine Sprache bedient sich des entsprechenden Vokabulars: *Hier möcht’ ich kämpfen, dies möchte ich besiegen. (V. 10221)* Die der Szene unmittelbar folgende Regieanweisung lautet: *Trommeln und kriegerische Musik im Rücken der Zuschauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.* Was sich wie ein Präludium, eine Bestimmung des Leitmotivs zum gerade eingeleiteten Thema der Naturbeherrschung ausnimmt. Im fünften Akt wird diese Reihe fortgesetzt. Er kann sich des *Eigentums*, das ihm ja zweifellos zu gehören scheint, gar nicht erst versichern, zu sehr ist er von Neid und Habsucht nach dem Gut von Philemon und Baucis gequält:

Das Widerstehn, der Eigensinn  
Verkümmern herrlichsten Gewinn,  
Daß man, zu tiefer grimmiger Pein,  
Ermüden muß gerecht zu sein. (V. 11269ff.)

*Gerecht* wäre Faust, wenn er den Alten ihren *Eigensinn* ließe. Doch Faust ist durch und durch von seiner Leidenschaft gefesselt: Philemon und Baucis erregen in ihm *grimmige[...]* *Pein*, er *wüte[t]* (V. 10258) sogar, ihn *neckt [...]* *der Verdruß* (V. 11154), kurz: Fausts Leidenschaften sind ganz und gar nicht kanalisiert; er befindet sich im Irrtum, wenn er glaubt, daß er mit *klugem Sinn* (V. 10249), mit *hohe[r]* *Weisheit* (V. 11221) agiert.

Die Antwort auf sein Problem, die sich wie eine Befreiung seines Zustandes ausnimmt, ist der von Mephisto nur zu gern gehörte Ruf nach Gewalt:

So geht und schafft sie mir zur Seite! - (V. 11275)

---

<sup>148</sup> FD II, S. 936.

Nur zu gern ‚mißversteht‘ Mephisto Fausts Auftrag, die beiden Alten umzusiedeln, als Auftrag zum Endgültigen ‚zur Seite Schaffen‘. - Aber ‚mißversteht‘ er ihn wirklich? Der barsch formulierte Satz steht innerhalb der Anweisungen an Mephisto an erster Stelle, gefolgt von einem Gedankenstrich, also einer Pause, oder einem Wechsel des Gedankens, und erst dann folgt die Einschränkung der enthaltenen Doppeldeutigkeit, indem er das *schöne Gütchen* erwähnt. ‚Ach so!‘ wäre wahrscheinlich die Antwort eines weniger schlagfertigen Gemütes gewesen. Bei mir zumindest bleiben Zweifel, ob Faust nicht in der Doppeldeutigkeit der Formulierung seinen tiefsten Wunsch verrät, der von Mephisto dann prompt ausgeführt wird. - Fausts *Herrschaft* erweist sich aber auch ohne direkt erteilten Mordauftrag als eine Herrschaft der Gewalt, sein Wunsch nach *Eigentum* als die Unfähigkeit, fremdes Eigentum anzuerkennen, als Neid und Habsucht. Auch als Zeuge einer vergangen Welt, die wie die Zeit, die von ihr ausgefüllt wurde, *mit Jahrhunderten* dahin sei, tritt der Chor auf:

CHORUS

Das alte Wort, das Wort erschallt:

Gehorche willig der Gewalt!

Und bist du kühn, und hältst du Stich,

So wage Haus und Hof und – Dich. (*Ab*) (V. 11374ff.)

Die Gewalt, ein Leitmotiv des fünften Aktes, findet im alten Wort seine entscheidende Bedeutung. Gewalt hält *Stich*, das heißt sie verselbständigt sich, sie pokert immer höher und fordert von dem, der *kühn* genug ist, die Wette zu bieten, den ganzen, den höchstmöglichen Einsatz.<sup>149</sup> Es ist die gleiche Kühnheit, die im vierten Akt allen nicht gering wuchs (V. 10270) und jetzt hier von Faust Besitz ergreift. *Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß* (V. 10184). Kühnheit war von Anfang an der Träger dieses faustischen Projektes. Faust ist kühn und hält Stich, dessen kann man sich sicher sein. Auch seine letzten Worte werden von diesem Stichwort eingeleitet: *Laßt glücklich schauen was ich kühn ersann* (V.11504). Das kühne Stichhalten mit der Gewalt wird auch von seiner *kühnemsige[n] Völkerschaft* erwartet, im Ebenbild ihres Urhebers. Der im fünften Akt durch Faust dargestellte Fortschritt der Kultur, als Herrschaft und Beherrschung der Natur, erweist sich als ein unausweichliches Fortschreiten der Ge-

---

<sup>149</sup> Das Thema der Verselbständigung der Gewalt findet sich am eindringlichsten dargestellt bei Jochen Schmidt, a.a.O., S. 272: „Dem Menschen, der sich bei Beginn seiner Kultivierungsarbeit noch als Herr seiner Entscheidungen fühlen konnte, entgleitet im Laufe der von ihm selbst in Gang gesetzten Entwicklung immer mehr die Entscheidungsfähigkeit. Er wird von der Eigendynamik seiner Hilfsmittel vereinnahmt und überholt.“

walt, als der notwendige Bündnispartner einer auf Naturbeherrschung ausgerichteten Zivilisation.

Wie sah es mit den Voraussetzungen aus, die Fausts „Eigentum“ und „Herrschaft“ in diesen Dimensionen ermöglicht haben? Hans Rudolf Vaget nennt Faust „einen machthungrig gewordenen und deshalb zum Feudalismus entlaufenen Bürgerlichen“<sup>150</sup> und bestreitet die landläufige Behauptung vom ‚Klassensubjekt der Bourgeoisie‘, das in Faust als kapitalistischem Eigner seine Gestaltung findet. Vagets These ist zunächst gar nicht zu widersprechen. Die Erstarbung der Bourgeoisie hätte sicher weit plausibler mit einer siegreichen Parteinahme für den Gegenkaiser dargestellt werden können. Auch die Saint-Simonisten sahen vor allem dies als Ergebnis der Julirevolution, die ja, wie bereits festgestellt, auf das Gegenteil der Situation im vierten Akt hinauslief, eben mit einem Machtwechsel zugunsten eines Reformkönigs, der von einer einflußreichen, großbürgerlichen Schicht gestützt wurde:

„Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß das Hauptfaktum der Restauration die Wiederkehr des Jesuitismus und des alten Adels gewesen wäre; der Grundcharakter der Restauration ist der Triumph der Bourgeoisie. Jetzt haben wir den Beweis davon: denn in den Julitagen blieb sie allein obenauf; die Bourgeoisie riß alles an sich, die gesetzgebende, richterliche und militärische Gewalt, die Wahlen, das Geschworenenkollegium und die Nationalgarde; sie ist vollständig zur Stelle; der Bourgeois ist auf dem Forum, im Gerichtssaal, in der Wache; er gibt Gesetze, richtet, kämpft; er ist Herrscher und Obrigkeit.“<sup>151</sup>

Aber ist es wirklich die Restauration des Feudalstaates, der die für Faust günstigen Voraussetzungen für seine Herrschaft und sein Eigentum bereithält? Eine ‚echte‘, erfolgreiche Restauration, wie sie sicher Wunschtraum des rückwärtsgewandten Karl X. gewesen war, läuft doch auf die uneingeschränkte Souveränität des Königs sowie die Schwächung aller Machtbestrebungen der Bourgeoisie hinaus. Wenn in Faust auch sicher kein ‚Klassensubjekt der Bourgeoisie‘ dargestellt ist, so ist er dennoch ein zu Macht gekommener Bürger und kein Adelige.<sup>152</sup> Der Bourgeois agiert auf seinem dem Meer abgerungenen Neuland mit dem Gebaren eines absolutistischen Fürsten, der keinen Widerspruch seiner Untertanen (V. 11134) duldet: des *Herren Wort es gibt allein*

---

<sup>150</sup> Vaget, a.a.O., S. 348.

<sup>151</sup> Infantin, a.a.O., S. 96. Allerdings ist Infantins Argumentation etwas brüchig, denn die Julirevolution zeitigte zwar als Folge die Machtzunahme des Bürgers durch die Abschaffung der Bourbonenmonarchie, sowie die Etablierung einer parlamentarischen, nunmehr vom Bürgertum getragenen Monarchie, aber das waren doch weniger Ursachen und Folgen der Restauration als vielmehr ihres Scheiterns.

<sup>152</sup> Allerdings: *So kniest du nieder und empfängst | Die Lehn vom grenzenlosen Strande. (V. 10305f.)* Diese Verszeilen könnten im Sinne des Niederknien beim Ritterschlag und also im Sinne eines gedellten Faust gedeutet werden. Aber der Anhaltspunkt ist zu schwach.

*Gewicht* (V. 11502). Faust handelt willkürlich, er mißachtet die Rechte seiner Nachbarn, allein sein Wille verkörpert das Recht. Seine Vasallen verüben *Mord und Totschlag* (V.10268) und auch *vor der Toren* von Fausts Kolonie ist jeder *Wandersmann verloren* (V.10269). Außerdem beherrscht Faust mit seiner äußerst effektiven Piratenflotte wahrscheinlich nicht nur die Küstengewässer, sondern ebenfalls die hohe See des Kaiserreichs, was für jeden friedlichen Handel der angrenzenden Staaten, also auch für das Reich des Kaisers, eine enorme Bedrohung darstellen muß. Welcher Machthaber würde eine solche Karriere innerhalb seines Geltungsbereichs dulden? Würde ein absolutistischer Monarch die Infragestellung seiner Souveränität durch einen bürgerlichen ‚Emporkömmling‘ erlauben? Selbst Karl X. hat den Dei von Algier zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen, obwohl dieser noch nicht einmal von französischem Boden aus das Mittelmeer in Schach hielt. Weit eher ist es doch die Wiedereinsetzung gerade dieses unfähigen Kaisers, der sich selbst überlassene, unregierte Staat, der Fausts Willkürherrschaft in diesem Ausmaß überhaupt erst ermöglicht. Es ist der gesetzlose Zustand der Anarchie, der Geist der *Kühnheit*, der den Ermöglichungsgrund für das Kolonialreich Fausts darstellt. Die Anarchie ist für Goethe die Geburtsstunde starker Persönlichkeiten, jedoch weniger im positiven Sinne:

„Gerät ein Staat in Anarchie, sogleich tun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen, alle Mäßigung verbannend.“<sup>153</sup>

Sittenverachtend, kühn, *augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen*. Sollte diese Beschreibung nicht auch auf Faust passen? Selbst das *Entsetzen* stellt sich ein im ‚Faust‘, mit den Worten des Türmers: *Welch ein greuliches Entsetzen | Droht mir aus der finsternen Welt!* (V. 111306) Zur gleichen, jedoch ironisch formulierten Einschätzung kommt Goethe noch 1831 in dem bereits zitierten Brief an Zelter vom 28.6., der auch Goethes lange Kritik am Saint-Simonismus enthält.

„Dabei bleibt denn aber doch immer das Löbliche an der Anarchie, daß, wenn sie einmal einen entschiedenen Zweck im Auge hat, so sieht sie sich nach einem Dictator um und merkt nun, daß es geht.“<sup>154</sup>

---

<sup>153</sup> Aus: „Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan“, WA I, 7, S. 40. - Eine positive Kategorie von sich herausbildenden starken Persönlichkeiten ist „[d]ie Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit“: Götz von Berlichingen. Aus: „Dichtung und Wahrheit“, WA I, 27, S. 321. Vgl. auch die Zusammenstellung im Goethe-Wörterbuch, a.a.O., Sp. 468f.

<sup>154</sup> WA IV, 48, S. 257.

Und noch einmal sei die Reaktion Goethes auf den Zusammenbruch der Sekte vergegenwärtigt:

„Den besten Dank für die Pariser Nachricht. Es ist ein großer Schritt, höchst nötig, aber kaum denkbar, ein großer Sieg über die Anarchie. Möge es ferner gelingen!“<sup>155</sup>

Interessant an dieser Äußerung ist ja nicht nur die Tatsache, daß er die Saint-Simonisten als Anarchisten qualifiziert, sondern, daß mit ihrer Festnahme erst „ein [...] Sieg über die Anarchie“<sup>156</sup> gelungen sei, denen weitere Siege zur endgültigen Niederlage „ferner“ folgen müßten. Deutlich spricht sich hier die Meinung aus, daß das nachrevolutionäre Frankreich – ein Frankreich, das einer Gruppe wie den Saint-Simonisten Aufwind verschafft – sich in einem anhaltenden Zustand der Anarchie befindet. Und das ist als Problem, als Sorge formuliert. Und dem Wunsch, daß „es ferner gelingen“ möge, ist der Zweifel eingeschrieben: „kaum denkbar“.

Doch wie sieht aus mit den sozialen Impulsen von Fausts Eindeichungsprojekt? Läßt sich in der hier behandelten ‚sozialen Frage‘ nicht der Kern von Fausts humanitärer Gesinnung erblicken? Zwar sei Faust inzwischen blind geworden, wenn er tief Atem holend zu seiner letzten Rede ansetze, aber „zeugen seine Befehle an die Arbeiter doch andererseits von der ungebrochenen Tätigkeit seiner ‚inneren‘ Geisteskraft,“<sup>157</sup> wovon das ‚innere Licht‘ der Ausdruck sei. Als „unendliche Annäherung an ein Höchstes“ erweise sich doch die „Utopie neuen freien Lebens einer ganzen Menschheit.“<sup>158</sup> - Die Frage nach der Bedeutung des ‚inneren Lichts‘ ist nicht unerheblich, da der Rest von Fausts irdischer Existenz in gerade diesem Licht zu betrachten sein wird. Mit seiner Erblindung und dem darauf folgenden neuen, nunmehr inneren Licht, das einer Finsternis des Äußeren entgegensteht, beginnt Fausts ‚letzte Karriere‘ als Urheber einer Vision, die als „größtes Werk“ für „viele[] Millionen“ von Faust verkündet wird. Die Frage nach dem inneren Gehalt der ‚Schlußvision‘ Fausts soll leitend sein für die Betrachtung der um Fausts Tod gruppierten Szenen.

FAUST erblindet  
Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen  
Allein im Innern leuchtet helles Licht:  
Was ich gedacht ich eil es zu vollbringen;  
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.  
Vom Lager auf ihr Knechte! Mann für Mann!

---

<sup>155</sup> WA IV, 49, S. 230.

<sup>156</sup> Hervorhebung von mir, A.R.

<sup>157</sup> So MA 18.1, S. 1122.

<sup>158</sup> Ebd., S. 1129.

Laßt glücklich schauen was ich kühn ersann.  
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten,  
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.  
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß,  
Erfolgt der allerschönste Preis;  
Daß sich das größte Werk vollende  
Genügt Ein Geist für tausend Hände. (V. 11499ff.)

Es sind indes Zweifel angebracht, ob die Erblindung Fausts und das darauf sich einstellende „helle[] Licht“ „im Innern“ tatsächlich als „Kraft“ des „Erkennens“ und „als Gegenmittel“ gegen die „Wirkung der Dämonen“ gewertet werden kann.<sup>159</sup> Die Rede vom „inneren Licht“ hat schon den fröhlichen Baccalaureus (V. 6804) als eine lächerliche, überhebliche Figur charakterisiert. Daß das für sich alleine leuchtende innere Licht sicher nicht mit dem Wohlwollen des Autors zu rechnen gehabt hätte, wird vollends deutlich, zieht man Passagen aus anderen Werken Goethes hinzu. Peter Michelsen<sup>160</sup> hat dabei eindringlich nachweisen können, daß in Goethes Verwendungsweise der Metapher vom ‚inneren Licht‘ zwei konkurrierende Vorstellungen existieren, die eine durchweg positive Deutung als philologisch nicht haltbar erwiesen haben. In erster, positiver Funktion wird das ‚innere Licht‘ als Metapher für die ‚produktive Kraft des Innern, welche das Äußere schon in sich faßt‘<sup>161</sup> von Goethe verwendet. Es existiert jedoch eine zweite Verwendungsweise, die gerade die im ersten Fall vorhandene Harmonie zwischen Innen und Außen aufhebt. In diesen Fällen sei das innere Licht ‚Ergebnis einer pathologischen Verblendung, die das Innere des Menschen in Disproportion zum Äußeren setzt.‘<sup>162</sup> Die Untersuchung stellt heraus, daß das innere Licht Fausts zur zweiten Verwendungsweise gerechnet werden muß. Das innere Licht, dem kein Äußeres antwortet, wird zur Quelle des Scheins und der Täuschung. Daß der innerlich erleuchtete, aber nach außen blinde Faust just in der nachfolgenden Szene, seine Totengräber mit den Arbeitern an seinem Großprojekt, mit der ‚Menge, die mir frönet‘ (V. 11540) verwechselt, ist nur der erste Ausdruck seiner heillosen Verwirrung. - Auch die Saint-Simonisten benutzen die Metapher des ‚neuen Lichts‘, das vorher nicht da war und jetzt strahlend hell leuchtet, als Verkündigung des neuen ‚Goldenen Zeitalters‘:

---

<sup>159</sup> Ebd., S. 1122. Einen Überblick über die Landläufigkeit der positiven Wertung des ‚inneren Lichts‘ gibt Albrecht Schöne, FA 7.2, S. 740-742.

<sup>160</sup> Vgl.: Michelsen, Peter: ‚Fausts Erblindung‘, in: Dt. Vierteljahrschr. 36 (1962), S. 26-35.

<sup>161</sup> Ebd., S. 27.

<sup>162</sup> Ebd., S. 29.

„Messieurs, ne fermez point les yeux à la lumière que DIEU vous envoie, et souffrez que celui qui vous porte cette lumière nouvelle se fasse un peu connaître de vous.“<sup>163</sup>

Sein persönliches Erweckungserlebnis durch die Schriften Saint-Simons beschreibt Lechevalier in ganz ähnlicher Metaphorik: „Je sentis dans tout mon être la flamme ardente de la vie nouvelle.“<sup>164</sup> Sollte das „neue Leben“, die letzte Karriere Fausts nicht auch unter ähnlichem Vorzeichen stehen? Diese Formel vom „neuen Leben“ soll jedoch keinesfalls einen Wandel in Faust konstatieren, so als wäre erst mit der Erblindung der Weg ins Unheil gegeben. Michelsen hat in der angeführten Studie auch zeigen können, wie sehr die am Schluß sich verdichtenden Zustände pathologischer Verblendung schon im Beginn und Verlauf des Aktes sich zeigen. Dies wird überdeutlich im Vergleich der kontrapunktischen Gestaltung des ‚Augenblick-Motivs‘ bei der griechisch-antiken Augenblicks- und Welterfassung Lynkeus‘ und ihrem Gegenstück, der Welt- und Augenblicksverfluchung Fausts.

Allein die Vergegenwärtigung der Szenerie von Fausts letztem Auftritt läßt eine positive, affirmative Deutung der Schlußvision im Sinne einer ‚neuen sozialen Humanität des bekehrten Faust‘ tief fragwürdig erscheinen. Der erblindete Greis *tastet an den Türpfosten*, ihn *ergötzt das Geklirr der Spaten*, obwohl es doch die Totengräber sind, die ihm sein *Grab* schaufeln. Dem Voraus geht die humoristisch-gespentisch dargestellte Szene der Lemuren. Sie singen *im Chor*, machen *neckische[] Gebärden*, während sie schaufeln. Und auch Mephisto scheint Anlaß zur Heiterkeit zu haben:

Der Längste lege längelang sich hin,  
Ihr andern lüftet ringsumher den Rasen;

Diese fast grotesk zu nennende Szene bemerkt Faust indes nicht. Er hebt an zum Monolog, glaubt an eine *Menge*, die ihm dabei *frönt*, wobei doch lediglich ein paar Skelette auf der Bühne stehen und Faxen machen. Der blinde Faust möchte *solch ein Gewimmel [...] sehn*, und *glücklich schauen*, wobei zu fragen ist, wie er das bewerkstelligen möchte, ohne Augenlicht. Seine eigene Blindheit selbst scheint ihm entgangen zu sein.<sup>165</sup> Kaum läßt sich annehmen, daß

---

<sup>163</sup> Lechevalier, a.a.O., S. 15.

<sup>164</sup> Ebd., S. 16.

<sup>165</sup> Nur als Anekdote soll folgendes erwähnt werden: „Die drei ältesten, urkundlich nachgewiesenen Namensträger des später berühmten Geschlechts der Saint-Simon trugen eigentümlicherweise den Beinamen ‚le borgne‘, d.h. der Einäugige.“ Und Henri de Saint-Simon schoß sich bei seinem Selbstmordversuch ein Auge aus. Vgl.: Emge, a.a.O., S. 208. Carové 1830, a.a.O., S. 915, persifliert den Selbstmordversuch folgendermaßen: „Da wurde das Leben ihm

hier nicht Verblendung, Täuschung und Ironie die Kategorien sind, mit denen allein den Worten Fausts beizukommen ist.

Die These einer Saint-Simonistischen Beeinflussung gerade der ‚Schlußvision‘ und der sich daran anknüpfenden Szenen muß sich weit mehr noch als an einzelnen Parallelen in der Motiv- und Wortwahl gerade in einer inhaltlichen Übereinstimmung beweisen. Die von Schuchardt angeführte „impulsion commune“<sup>166</sup> der Saint-Simonisten - als *Gemeindrang* (V. 11572) im Faust übersetzt - kennzeichnet die ‚organischen Epochen‘ im Geschichtsbild der Saint-Simonisten. Die Entwicklung der Menschheit als „Kollektivwesen“<sup>167</sup> verlaufe analog zu der Entwicklung des Individuums und befinde sich jeweils abwechselnd in einer organischen oder kritischen Epoche. Die kritische Epoche setze immer dann ein, wenn die alten Institutionen, Glaubensinhalte und Denkmuster der letzten organischen Epoche sich nicht mehr mit den Erfordernissen der aktuellen Gesellschaft oder dem Stand des Individuums vereinbaren ließen. „Staatliche Herrschaft verliert ihre Autorität, die Religion ihre Legitimität, das Individuum die Orientierungspunkte seines Handelns.“<sup>168</sup> Die kritische Epoche – und in einer solchen befinde sich die aktuelle Gesellschaft – ist gekennzeichnet durch „Anarchie“<sup>169</sup> und Chaos, und das Ziel dieser Epochen sei „die Zerstörung der bestehenden Ordnung.“<sup>170</sup>

Triebkraft des nun einsetzenden Epochenwechsels und auch Begründung dafür, daß es sich bei jedem Wechsel um eine Höherentwicklung handelt, sei das von Saint-Simon verkündete „Gesetz des Fortschritts“: „Das höhere Gesetz des Fortschritts des Menschengesistes zieht alles mit sich fort und beherrscht es. Die Menschen sind dafür nur Instrumente.“<sup>171</sup> Je mehr sich nun ein „neuer Glaube“ und „ein neues Wissen“ dank des „Fortschritts der Humanität“<sup>172</sup> durchsetze,

---

zu schwer; «einen Augenblick zweifelt er, er hat einen Augenblick zu hoffen aufgehört, er erlebt den Tod vom Himmel, will ihn, sucht ihn, ... seine Hand waffnet sich gegen ihn selbst, - und der Blitz durchfurcht seine Stirne! ... Aber noch war seine Stunde nicht gekommen, seine Sendung nicht vollbracht. Eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn, - von nun an spricht nicht mehr der Gelehrte, der Industrielle; - ein Gesang der Liebe entströmt dem Verstümmelten, der göttliche Mensch thut sich kund: das *neue Christenthum* ist der Welt gegeben!»<sup>170</sup> Carové erwähnt leider nicht, welche Schrift er hier zitiert.

<sup>166</sup> Schuchardt, a.a.O., S. 272. Vgl. auch Zabka, a.a.O., S. 256ff.

<sup>167</sup> Doctrine, a.a.O., S. 57.

<sup>168</sup> Petermann, Thomas: „Der Saint-Simonismus in Deutschland. Bemerkungen zur Wirkungsgeschichte“, Frankfurt am Main 1983.

<sup>169</sup> Doctrine, a.a.O., S. 37.

<sup>170</sup> Ebd.

<sup>171</sup> Aus: Saint-Simon: „L’Organisateur“, zit. nach Emge, a.a.O., S. 133.

<sup>172</sup> Lechevalier, a.a.O., S. 45 und S. 18 (Übersetzung von mir, A.R.).

desto mehr stärken sich die gemeinschaftlichen, religiös motivierten Impulse im Individuum, so daß dann, im Stadium des Wechsels, die gesamte Gesellschaft „auf ein gemeinsames Ziel“<sup>173</sup> hinarbeite. Auch Saint-Simon prophezeite, daß im ‚Goldenen Zeitalter‘ „alle Handlungen vereint erfolgen, alle Schritte übereinstimmen, alles demselben Ziel zustrebt und derselben Triebfeder entspringt.“<sup>174</sup> Die nunmehr bald einsetzende neue und letzte organische Epoche sei dann das „definitive Stadium“<sup>175</sup>, die „allein [...] wahre Freiheit“<sup>176</sup>, die es herbeizuführen gelte. Den *Gemeindrang* also in die zukünftige organische Epoche, „[dans] le monde nouveau“<sup>177</sup>, auf *der neuesten Erde* anzusiedeln ist von Goethe konsequent durchdacht und der Saint-Simonistischen Theorie gemäß. Aus der Tatsache, daß sich mittels des erkannten „Gesetz des Fortschritts“ die vergangene Geschichte der Menschheit verstehen läßt, leiten die Saint-Simonisten die Gewißheit ab, „daß die Zukunft eine notwendige Folge, der bis heute erreichten Fortschritte ist.“<sup>178</sup> Saint-Simon war durchdrungen von dem Gedanken, die Sozialwissenschaften auf ein wissenschaftlich eben so sicheres Fundament zu stellen, wie Newton das physikalische Weltbild mittels der Gravitationskraft untermauerte.<sup>179</sup> Saint-Simon glaubte sogar, in der „universellen Gravitation“ die Weltformel entdeckt zu haben: „[Newton] hat überhaupt nicht gesehen, daß *alle* Phänomene Resultate der Gravitation sind: die sog. moralischen Phänomene ebenso wie diejenigen, welche man physikalisch nennt.“<sup>180</sup> - Goethes ätzende Kritik trifft den Nagel auf den Kopf: „Die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen.“<sup>181</sup>

Die zentrale inhaltliche Parallele zwischen dem Saint-Simonismus und dem Schlußakt des ‚Faust‘ besteht in dem gemeinsamen Verkünden einer zukünftigen Menschheit, deren neue materielle Basis in einer gemeinsamen Ausbeutung der Natur mit den Mitteln moderner Technik liegt. Dieses beiden gemeinsame Ziel sei in naher Zukunft auch tatsächlich zu erreichen und nicht nur eine utopische Idee: Denn noch sei *das größte Werk nicht vollende[t]*. Das bisher dem Meer abgerungene *neue Land* sei zwar bereits dicht besiedelt, doch noch

---

<sup>173</sup> Doctrine, a.a.O., S. 57.

<sup>174</sup> Saint-Simon, a.a.O., S. 158f.

<sup>175</sup> Ebd., S. 93.

<sup>176</sup> Ebd., S. 213.

<sup>177</sup> Lechevalier, a.a.O., S. 26.

<sup>178</sup> Doctrine, a.a.O., S. 65.

<sup>179</sup> Vgl. Emge, a.a.O., S. 104ff.

<sup>180</sup> Zit. nach Emge, a.a.O., S. 105.

<sup>181</sup> WA IV, 48, S. 259.

zieht ein *Sumpf* am *Gebirge* hin, der alles schon *Errungene* [...] *verpestet*. Wenn aber dieses *Letzte* geleistet wäre, dann könnten *viele*[] *Millionen*, also noch mehr Menschen als jetzt schon, auf dieser *neuesten Erde* sich niederlassen. Daß sowohl Faust als auch die Saint-Simonisten von einem ‚Letzten‘ ausgehen, - letztere von der Abschaffung des Erbrechts - das, als kleiner Schritt nur, noch zu überwinden sei und dann wäre der „schöne Augenblick“, der „definitive Zustand“ erreicht, ist eine deutliche Parallele, ein gutes Argument für den hier diskutierten Zusammenhang, das von Schuchardt zwar bereits ausführlich dargestellt<sup>182</sup>, aber von der Forschung bislang noch gar nicht diskutiert wurde.

Die neue Form der Ausbeutung der Natur, die die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ersetzen soll, wird bei den Saint-Simonisten begleitet durch einen kaum zu überbietenden Pathos der ‚großen Tat‘ und der Arbeit. Das hat auch schon Saint-Simon gekennzeichnet. Nur der Tätige und Arbeitende habe das Recht auf Eigentum und Entlohnung, der Müßige dagegen nicht. In der Gesellschaft der Zukunft solle es nach den Saint-Simonisten kein anders Eigentum mehr geben, „als zumindest indirekt das Ergebnis der Arbeit.“<sup>183</sup> Allerdings propagieren sie kein System der Gleichheit, jeder habe unterschiedliche Fähigkeiten und solle daher auch unterschiedliche Dinge tun: „A chacun selon sa capacité; a chaque capacité selon ses œuvres!“ lautet ein Motto des ‚Globe‘ seit Anfang des Jahres 1831. Der faustische *Geist für tausend Hände* (V. 11510) fügt sich in das hierarchisch gegliederte Gesellschaftsbild der Saint-Simonisten. Auffallend ist die vierfache Verwendung von *Freiheit* oder *frei* in den Fausts letzten Versen. In welchem Sinne haben Saint-Simon und die Saint-Simonisten den Begriff der Freiheit gebraucht? Läßt er sich mit der Verwendungsweise hier im ‚Faust‘ vereinbaren? Reinhard Klopffleisch hat in seiner Untersuchung zum Freiheits- und Herrschaftsbegriff bei Saint-Simon feststellen können, daß Saint-Simon den Begriff der Freiheit als „soziale Freiheit“ versteht, was bei Saint-Simon zugleich das Maximum in der Entwicklung des Freiheitsbegriffs darstelle. Klopffleisch präzisiert den Begriff folgendermaßen:

„Soziale Freiheit und soziale Gerechtigkeit bedingen einander, beide sind in historischer Abhängigkeit zu sehen: soziale Freiheit zeigt sich in der Möglichkeit für das Individuum, seine Fähigkeiten zu entfalten, damit am gemeinsamen Reichtum aller teilzunehmen, damit aber eine Gesellschaft sozialer Gleichheit zu

---

<sup>182</sup> Vgl. Schuchardt, a.a.O., S. 273f.

<sup>183</sup> Doctrine, a.a.O., S. 115.

schaffen. Soziale Gleichheit andererseits entsteht in dem Maße, wie alle Individuen die je gegebenen Möglichkeiten, ihre Freiheit zu entfalten, ausnutzen können, ihre soziale Freiheit also nutzen können zur Hebung des gesamtgesellschaftlichen Reichtums, somit wiederum die Möglichkeit zur sozialen Freiheit zu vergrößern.“<sup>184</sup>

Hauptmerkmal des Freiheitsbegriffs ist, daß er sich nur in der sozialen Interaktion der Individuen herausbildet. Er meint die Möglichkeit des Individuums, einen seinen Fähigkeiten entsprechenden Platz in der Gesellschaft auch tatsächlich einzunehmen. Heute würde man dazu sicher eher ‚Chancengleichheit‘ sagen. Wichtig ist, daß der soziale Freiheitsbegriff allein von der Arbeitswelt des Individuums aus gesehen wird. Seine gesellschaftliche Funktion im Sinne von Saint-Simon - und man kann den gleichen Freiheitsbegriff bei den Saint-Simonisten verankern – ist die ‚nützliche‘ Arbeit. Nur dasjenige Individuum ist nach Saint-Simon ‚frei‘, das eine für die Gesellschaft nützliche Arbeit verrichtet.<sup>185</sup> Ohne Arbeit also keine Freiheit. In kritischer Absicht formuliert könnte man sagen, aus der prinzipiellen Möglichkeit, seine gesellschaftlichen Chancen wahrzunehmen, wird bei Saint-Simon die Verpflichtung und der Zwang, dies auch zu tun. Ansonsten gehöre man eben zu den ‚Müßiggängern‘, die, wie Enfantin es ausdrückt, „gerade die eigentlich Kranken sind und gleichzeitig die Ursache der Krankheit [der Gesellschaft].“<sup>186</sup>

Parallel dazu die Menschheit der Zukunft in Fausts Beschreibung:

FAUST  
Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,  
Verpestet alles schon Errungene;  
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn  
Das Letzte wär das Höchsterrungene.  
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,  
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.  
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde  
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,  
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,  
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.  
Im Innern hier ein paradiesisch Land,  
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,  
Und wie sie nascht gewaltsam einzuschließen,  
Gemeindrang eilt die Lücke zu verschließen.  
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,

---

<sup>184</sup> Klopffleisch, Reinhard: „Freiheit und Herrschaft bei Claude-Henri de Saint-Simon.“, Frankfurt am Main 1982, S. 112.

<sup>185</sup> Vgl. auch Klopffleisch, a.a.O., S. 123ff.

<sup>186</sup> Enfantin, a.a.O., S. 84.

Das ist der Weisheit letzter Schluß:  
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muß.  
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,  
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.  
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn. (V. 11559ff.)

Nicht nur der *alles schon Errungene* verpestende *Sumpf* macht hier stutzig, wie Schuchardt ausgeführt hat<sup>187</sup>, sondern auch der *faule Pfuhl*. Es sind Zweifel angebracht, ob Fausts Rede vom *faule[n] Pfuhl*, den es noch *abzuziehn* gelte, tatsächlich ausschließlich als Wiederholung des *Sumpff[es]*, als „eine grözere tiefere pfütze“<sup>188</sup> gemeint sein kann. Als geologischer Fachterminus paßt der ‚Pfuhl‘ nun ganz und gar nicht in den Kontext: Dort meint der mit ‚Soll‘ gleichbedeutende Begriff „kleine, rundliche, mit Wasser gefüllte Hohlformen der Landschaft der Grundmoräne im ehemals vergletscherten Gebiet.“<sup>189</sup> Die Durchsicht der Verwendungsweise des Wortes ‚Pfuhl‘ in Goethes Werken<sup>190</sup> ergibt auch lediglich eine einzige Stelle, wo mit ‚Pfuhl‘ die ‚Pfütze‘ gemeint ist: „Hier ist Venedig; du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.“<sup>191</sup> Alle anderen Stellen beziehen sich auf die bei Grimm als zweite, als übertragene Bedeutung geführte Verwendung. Das Adjektiv *faul* erinnert denn auch eher an den übel riechenden biblischen „Pfuhl“<sup>192</sup>, der mit Pech und „Schwefel brann-

---

<sup>187</sup> Vgl. Schuchardt, a.a.O., S. 376.

<sup>188</sup> „Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm“, bearbeitet von Dr. Matthias Lexer, Nachdr. München 1984, Bd. 13, Sp. 1804f.

<sup>189</sup> „Diercke-Wörterbuch der allgemeinen Geographie“, hrsg. von Hartmut Leser / Hans-Dieter Haas/ Thomas Mosimann / Reinhard Paesler, München, Braunschweig 1984, Bd. 2, S. 213.

<sup>190</sup> Hier wurde die „Weimarer Ausgabe“ auf CD-ROM mit der Möglichkeit zur Volltextsuche zu Hilfe genommen.

<sup>191</sup> WA I, 1, S. 313.

<sup>192</sup> Als Nachweis sollen die betreffenden Stellen hier aufgeführt werden:

„Hier lieget ihr in ew'gen Ketten, | Nichts kann euch aus dem Pfuhl erretten, | Nicht Reue, nicht Verwegenheit. | Da liegt, krümmt euch in Schwefelflammen! | Ihr eiltet, euch selbst zu verdammen, | Da liegt und klagt in Ewigkeit! | Auch ihr, so Ich Mir auserkoren, | Auch ihr verscherztet Meine Huld; | Auch ihr seid ewiglich verloren. | Ihr murret? Gebt Mir keine Schuld.“

Aus: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi. Auf Verlangen entworfen von J.W.G.“, WA I, 37. S. 8.

„Klopstock, der ist mein Mann, der in neue Phrasen gestoßen, | Was er im höllischen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.“ Aus: „Xenien“, WA I, 5i, S. 223.

„O weh der großen Babylon! Herr, tilge sie von deiner Erden, | Laß sie im Pfuhl gebraten werden, | Und, Herr, dann gib uns ihren Thron.“ Aus: „Des ewigen Juden erster Fetzen“, BA Bd. 3, S. 414.

„O! hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung, | Dem Vaterland zu nützen, mich zurück | Zu dieser Wildnis frechen Städtelebens, | Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen, | Zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit gewendet!“ Aus: „Die natürliche Tochter“, WA I, 10, S. 375.

„Haides Vortrag und Erzählung, obgleich vorsichtig und klug genug, hat mich in den Pfuhl des Verderbens hinein sehen lassen, in welchem zunächst alle verzweifeln werden.“ An August von Goethe, 5.6.1817, WA IV, 28, S. 122f.

te.“<sup>193</sup> Im Schlußteil der „Offenbarung des Johannes“, auch im Kontext des Zukünftigen, der Weissagung und der Verkündigung des „neuen Jerusalems“, wird der „feurige Pfuhl“, die Hölle und Verdammnis, breit exponiert:

„Und das Tier ward gegriffen und mit ihm der falsche Prophet. [...] Lebendig wurden diese beiden in den feurigen Pfuhl geworfen (19.20).“ „Und der Teufel der, der sie verführte, ward geworfen in den Pfuhl von Feuer und Schwefel, da auch das Tier und der falsche Prophet war, und werden gequält werden Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit (20.10).“<sup>194</sup>

Den bibelfesten Zeitgenossen Goethes wird diese zusätzliche Konnotation kaum entgangen sein. Faust also als „der falsche Prophet?“ - Das Projekt der Landgewinnung, wie es seit Beginn von Akt vier bereits Thema ist, wird in Vorwegnahme der Vollendung als Bild einer zukünftigen Menschheit benutzt, was gleichzeitig eine neue Qualität im Vorhaben Fausts markiert. Deutlich ist hier der Schwerpunkt auf die *vielen Millionen* gesetzt, die in den Blickwinkel Fausts rücken. Die Frage ist nur, welcher neue Inhalt durch die Rede transportiert wird. Wenn man davon ausgeht, und das soll hier der Fall sein, daß sich die Rede Fausts, „dessen Inneres, dessen ‚eigentliches‘ Denken einem analytischen Zugriff verschlossen bleibt, gewiß nicht auf [...] einen Nenner bringen läßt“<sup>195</sup>, dann ist mit dieser Bestimmung doch bereits weit mehr gegeben, als die Tatsache der analytischen Unbestimmtheit. Gerade die Unmöglichkeit, in dem von der Rede neu eröffneten ‚sozialen‘ Kontext eine prägnante Intention, einen theoretisch formulierbaren Gehalt zu erkennen, macht doch offenbar, was hier zum Ausdruck gebracht werden sollte: Fausts letzte Worte sind gemeint als Gefasel. - Das Gefasel jedoch bedient sich im Fundus der zeitgenössischen Weissagungs- und Prophezei-Rhetorik. Das Kompositum *tätig-frei* meint wohl auch eine Freiheit, die allein durch das Tätig-Sein eröffnet wird. Ganz im Sinne der *Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, | Der täglich sie erobern muß*. Ganz deutlich ist hier keine individuelle oder politische Freiheit ausgedrückt, als Wahlrecht etwa oder Volkssouveränität, sondern eben jener sozial gefaßte, nur aus der Perspektive gesellschaftlich nützlicher Arbeit als „Gemeindrang“ zu verstehende Freiheitsbegriff. Daß hier selbst Greise und Kinder *tüchtig* zu sein haben, mag als ironischer Hieb auf das Arbeitspathos der Saint-Simonisten zu lesen sein. Vielleicht ist mit diesem Hinweis aber auch an Philemon zu denken, der *[h]ülffreich nicht wie sonst bereit*

---

<sup>193</sup> Offenbarung des Johannes, 19.20.

<sup>194</sup> Vgl. auch Offb. 20.14, 20.15, 21.8.

<sup>195</sup> Schöne, FA 7.2, S. 750f.

als „Müßiggänger“ und „eigentlich Kranker“ sein Leben eben nicht mehr ‚*verdient[e]*‘ und dem Tüchtigkeits-Ideologen zum Opfer fällt. Die restlichen Hinweise jener neuen ‚Qualität‘ im Anliegen Fausts jedoch verlieren sich im Sinne der hier vorgeschlagenen Interpretation im Unbestimmten. *Solch ein Gewimmel möcht ich sehn | Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn*: Kaum läßt sich hier ein spezifischer Sinn ausmachen, der die erste Annäherung an den Gehalt der Rede durch den als ‚sozial‘ gefaßten Freiheitsbegriff erweitern würde. Die Betrachtung der Vorformen<sup>196</sup> dieser Verse erhärtet eigentlich nur den Verdacht, daß hier der subjektive Standpunkt Fausts, sein Verhältnis zu dem entstandenen Neuland, zugunsten einer neuen, ‚sozialen‘ Intention geschwächt wurde. Die Konturierung eines hinter den Parolen stehenden Sinns wurde dabei sorgfältig vermieden. Ob mit der Rede vom *freie[n] Grund* die Eigentumsordnung der Saint-Simonisten gemeint ist, läßt sich am Text nicht eindeutig feststellen. Ebenso wenig wird aber auch eine konsistente Zuordnung zu einem anderen Eigentumsmodell gelingen. Fausts *Geist für tausend Hände* spricht wenig für ein System der gesellschaftlichen Gleichheit, was einige Interpreten jedoch in der Wendung *Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft* ausgedrückt sehen.<sup>197</sup> Man könnte natürlich einwenden, daß doch in der ‚Vision‘ auch Faust sich selbst einen neu definierten Platz in der neuen Gesellschaft zuschreibt, wenn er auf *freiem Grund* inmitten von *freiem Volke stehn* möchte.<sup>198</sup> Nach Günter Mieth und Ulrich Gaiers neuem Kommentar geschehe mit Fausts „Schlußutopie“ doch „die Metamorphose in einen Menschen, der dieser Welt angemessen ist.“<sup>199</sup> Und Günter Mieth wertet die Formel *Auf freiem Grund mit freiem Volke* als „adäquate[n] Ausdruck einer neuen humanistischen Position Fausts“, der nicht nur die „Herr-Knecht-Ideologie“ sondern mit just diesem Vers auch die „soziale Begrenztheit“ als „feudal-bourgeois Klassensubjekt“ hinter sich gelassen und nunmehr zum „Gattungsrepräsentanten“ sich „gesteigert“<sup>200</sup> habe. Also ein bekehrter, durch das Soziale geretteter Faust? Fragt man *ums Was? und nicht ums Wie?* - dann wäre allein die Tatsache der Entfesse-

<sup>196</sup> Vgl.: FA 7.2, S. 745ff.: „Auf eigenem Grund und Boden stehn“ (H<sup>2</sup>); „Auf wahrhaft eigenem Grund und Boden stehn“ (auch H<sup>2</sup>); „Auf wahrhaft freyem Grund und Boden stehn“ (H).

<sup>197</sup> Vgl. Zabka, a.a.O., S. 253, sowie: Mieth, Günter: „Fausts letzter Monolog: Poetische Struktur einer geschichtlichen Vision“. In: „Aufsätze zu Goethes 'Faust II'“, Darmstadt 1991, S.357-374, hier: S. 362.

<sup>198</sup> Vgl.: Mieth, a.a.O., S. 366f.

<sup>199</sup> So Ulrich Gaier, FD II, S. 1095f.

<sup>200</sup> Mieth, a.a.O., S. 366f.

lung utopischer Energie, im Sinne einer wie immer auch gearteten ‚Freiheit‘, Grund für einen letzten Sinneswandel, einer letzten „Metamorphose“ des greisen Fausts. Nur weil Faust in die Zukunft schaut, ist diese wie immer auch geartete Zukunft nicht automatisch „human“ oder die „Antizipation“ einer „neue[n] moralische[n] Qualität.“<sup>201</sup> Denn an innerem Gehalt der ‚Schlußutopie‘ findet sich weder bei Günter Mieth noch bei Ulrich Gaier sonderlich viel. Das zentrale Argument ihrer Position ist der sich ereignende Wechsel in der Gesinnung Fausts. Ein „Umschlag“, der sich gerade zwischen den Versen *Solch ein Gewimmel möcht ich sehn | Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn* zeige, denn an dem faustischen *Geist für tausend Hände* kommt man kaum vorbei. Der Wechsel zur Humanität muß sich also später ereignen. Wenn Faust das Gewimmel *sehn* möchte, sei er noch Zuschauer, aber sobald Faust *mit* [gelesen als: ‚inmitten von‘ oder ‚zusammen mit‘] *freiem Volke stehn* wolle, sei hier ein neuer Standpunkt erreicht. – Der Halbsatz *Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn* ist schon grammatikalisch von dem vorhergehenden Vers abhängig. Auch der die beide Verse verbindende Reim spricht für die Interpretation im Sinne einer gedanklichen Einheit der beiden Verse. Fausts abwertende Rede von *freiem Volke* als *Gewimmel* fügt sich weit eher in seine Haltung vom *Herren Wort*, das *allein Gewicht* gibt. Thomas Zabka hat hier auf die Formulierung vom Volk als *Ameis-Wimmelhaufen* (V. 10151) aufmerksam gemacht, das im vierten Akt noch von *Gestank*, Lärm und Schmeißfliegen umgeben war und ganz und gar nicht Fausts Zuneigung erlangen konnte. Die ähnliche Formulierung jetzt als „festliche[s] Gewimmel“<sup>202</sup>? Ich denke, auch die Lesart ‚inmitten von‘ oder ‚zusammen mit‘ bietet keinerlei Handhabe, hier einen für die Interpretation so entscheidenden Wechsel der Gesinnung zu markieren. Denn daß der gewandelte Faust nur drei Verse später lediglich an seine *Spur* denkt, die *[n]icht in Äonen untergehn* kann und keinesfalls seine Völkerschaft in den Mittelpunkt stellt, entlarvt sein vermeintlich soziales Anliegen als egoistisch<sup>203</sup> bzw. inhaltsleer.

Eine neue Qualität im Bestreben Fausts, ein neuer Handlungsimpuls läßt sich durch die als ‚sozial‘ gefaßte Ausweitung seines Landgewinnungsvorhabens aber durchaus feststellen, mit der entscheidenden Einschränkung jedoch, daß

---

<sup>201</sup> Ebd.

<sup>202</sup> Ebd., S. 366, Anm. 24.

<sup>203</sup> Vgl. FA 7.2, S. 761.

mit der neuen Qualität kein Gehalt gesetzt wurde. Auch die Vorzeichen, mit denen die Rede belastet ist - Blindheit, irreführendes inneres Licht, der groteske Rahmen, in dem sich Fausts letzter Monolog abspielt und letztlich auch der falsche Prophet, an den gleich im Eingang erinnert wird - diese düsteren Vorzeichen sagen nichts Gutes darüber, was von Faust jetzt noch zu erwarten sein wird.

Strukturell ist die ‚Schlußvision‘ mit der ‚Einlösung‘ der Wettformel und dem anschließenden Tod Fausts als Höhepunkt der Karriere des irrenden Fausts und auch des technisch-neuzeitlichen Landgewinnungsvorhabens zu setzen. Wenn dieser Höhepunkt jedoch auf eine mit dunklen Zeichen umgebene Leerstelle hinausläuft, dann betrifft diese Wertung sowohl die Einschätzung Fausts, als auch sein Projekt. Der Saint-Simonistischen ‚unendlichen Perfektibilität‘ des Menschen im Zeichen einer rasant wachsenden industriellen Entwicklung wird eine deutliche Absage erteilt. Der kühn und technisch planende Geist begibt sich ein nicht zu lösendes Bündnis mit der Gewalt. Dies wird überdeutlich im Mord und in der geplanten Vertreibung von Philemon und Baucis. Sie sind die eigentlichen Sympathieträger im Reich Fausts. Vor dem Hintergrund der Ovid’schen Erzählung sind sie gemeint als Zeugen von Jahrhunderten, die schadlos den langsamen Wechsel, den evolutionären Prozeß von der Antike bis in die Gegenwart Fausts überstanden haben. Selbst der Wechsel ihrer Religion konnte ihnen nichts anhaben. Auch hierin wird Faust sich untreu, wenn er als Neptunist dem Gewordenen und Gewachsenen mit skrupelloser Gewalt ein jähes Ende bereitet. Das ‚Alte‘, auch wenn es gut war, verträgt sich nicht mit dem totalen, unendlichen Geltungsanspruch des Neuen. Die Brücke zur Vergangenheit wird im ‚Faust‘ zerstört. Das Problem, das sich hierbei ergibt, ist, daß Faust auf neuester Erde, in seiner neuen Welt auch die gesamte Zivilisation neu zu erfinden zu müssen meint. Ich denke, in diese Richtung zielt auch Carlyles Schätzung der ‚Entdeckung‘ der Saint-Simonisten, daß der „Mensch noch Mensch“ sei. Es ist der Blick, der Standpunkt außerhalb des Menschen als gewordenem Kulturwesen, der von ihnen versucht wird, eingenommen zu werden. Was die blinden Augen bei ihrem Versuch sehen, ins Unendliche zu schauen, ist so etwas wie die verwirrte Vision Fausts. Das Gegenstück zu diesem Irrtum findet sich in den Wanderjahren: „Die Hauptsache bleibt nur im-

mer, daß wir die Vortheile der Cultur mit hinüber nehmen und die Nachtheile zurücklassen.“<sup>204</sup>

Falsch wäre es, den Schlußakt als ‚Auseinandersetzung‘ mit, womöglich sogar als ‚Kritik‘ an den Saint-Simonisten oder an Saint-Simon zu verstehen. Eher ist es die Verhandlung des modernen Charakters, es sind die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, denen dieser Charakter ausgesetzt wird und der in den Saint-Simonistischen Zügen Fausts seine Gestaltung findet. Diese Rahmenbedingungen erzeugen mit trauriger Konsequenz radikale Gesinnungen, was als „neues Problem“ im Motto dieser Arbeit vorangestellt wurde. Goethes Kenntnis Saint-Simons fällt noch vor die Arbeitsphase um 1826. Nicholas Boyles These einer Präfiguration Fausts durch den „konkret modernen Fall“, den Goethe in der historischen Gestalt Saint-Simons gesehen haben könnte, findet durch die in dieser Arbeit vorliegende Argumentation Unterstützung. Das Stilmittel, das dabei mitunter auch zum Träger der Information wird, wie in der Schlußvision, ist die Ironie.

---

<sup>204</sup> WA I, 25i, S. 214.

## 4. Zusammenfassung und Ausblick

Der Schwerpunkt der Argumentation dieser Arbeit wurde auf die Ausarbeitung der gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen des Landgewinnungsvorhabens gelegt. Als roter Faden, der sich von der Schilderung der anarchischen Zustände im verfallenden Reich des Kaisers über Fausts erste Formulierung des Eindeichungsprojektes bis zur Schilderung der ‚befreiten Menschheit‘ in Fausts letzter visionärer Schau verfolgen läßt, hat sich der dem Geschehen innewohnende Geist der Kühnheit erwiesen. Diese Gemütslage steht in politischer Hinsicht für den überbordenden Geist und die zerstörende Kraft der Anarchie. Es wurde die Behauptung ausgesprochen, daß die Restauration des Kaiserreichs als eine Wiederholung und Erneuerung der schon zu Beginn des Aktes herrschenden Anarchie begriffen werden muß, da im Text keine Anhaltspunkte gefunden werden konnten, die auf eine qualitative Veränderung der Gesinnung des Kaisers schließen lassen. Die starke Hand, die die Verhältnisse im Reich noch zum Guten wenden könnte, ist nicht die des Kaisers.

Der Geist der Kühnheit steht in seinen Wirkungen auch für ein nicht zu lösendes Bündnis mit der Gewalt, dem alle Personen des dramatischen Geschehens unweigerlich unterworfen sind. Kühn und gewaltig ist auch der in der Person Fausts repräsentierte technische und wissenschaftliche Fortschritt, der eine Naturbeherrschung in dem im ‚Faust‘ dargestellten Ausmaß überhaupt erst ermöglicht. Das vorgeschrittene der Kultur in den beiden Schlußakten des ‚Faust‘ wird als zutiefst fragwürdig behandelt, als determiniert von Gewalt, und im Geschehen um Philemon und Baucis erhebt sich der Tonfall zur Klage, die nur machtlos erkennen kann: *Keine Rettung ist vorhanden.*

Die als Resultat des vierten Aktes entstehende Anarchie erweist sich auch als günstige Voraussetzung für den Seeräuberstaat und die Willkürherrschaft Fausts. Es wurde argumentiert, daß erst die Anarchie im Reich des Kaisers die denkbaren Voraussetzungen für die Karriere Fausts geschaffen hat. Der das Revolutionsthema eröffnende geognostische Disput zu Beginn des vierten Aktes hat sich im Verlauf der Untersuchung der hierbei zugrunde liegenden politischen Metaphern, der Elemente Wasser und Feuer, als weit komplexer herausgestellt, als es zunächst den Anschein hatte. Sowohl die dem politischen Neptunismus nahe stehenden Wasser-Bilder als auch die den Vulkanismus beglei-

tenden Feuer-Bilder sind ambivalent. Diesen Befund könnte man dahingehend interpretieren, daß die in den Bildern sich abzeichnenden Positionen Antworten sind auf eine ebenfalls komplex gewordene politische Wirklichkeit.

Der zweite Schwerpunkt der Arbeit lag in der Diskussion um die These einer Saint-Simonistischen Beeinflussung der beiden Schlußakte. Vorsichtig wurde angedeutet, daß die hier verhandelten Schwerpunkte Julirevolution und der Saint-Simonismus als ein Zusammenhang begriffen werden könnten, die auch für den Autor in der Behandlung der Thematik nicht ohne weiteres zu trennen gewesen sein dürften. Ebenso wie in Frankreich nach den Julinruhen die Sekte der Saint-Simonisten einen nicht unerheblichen Aufwind erfahren hat, so geht auch Faust gestärkt und unter den für sein Vorhaben günstigsten Voraussetzungen aus den Unruhen des vierten Aktes hervor. Die historischen Parallelen, die sich hier und dort gezeigt haben, lassen jedoch keinesfalls eine simple Gleichsetzung zu. Den Kaiser des vierten Aktes etwa mit Karl X. gleichzusetzen, ist für die Interpretation sicher gewinnbringend, den Text jedoch nur auf diese Bedeutungsebene zu reduzieren, läuft auf eine Unterschätzung des dichterischen Produktionsprozesses hinaus.

Die Überzeugung einer unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen im Vertrauen auf die Fortschritte der Technik und Wissenschaft, die Vision einer durch Naturbeherrschung befreiten Menschheit im Gewand einer nur diesseitig orientierten neuen Religion und letztlich das Pathos der Arbeit und der ‚großen Tat‘ sind kaum zu übersehende Parallelen zwischen Faust, Saint-Simon und den Saint-Simonisten. Das wirklich Überzeugende an dieser Forschungsthese liegt in der Tatsache begründet, daß für die angeführten, keineswegs marginalen Charakteristika Fausts tatsächlich ein und nur ein reales, historisches Vorbild existiert.

Das Kapitel zur Quellenlage dieser Magister-Arbeit hat herausgestellt, daß nicht nur die ‚Doctrine‘ erster Teil als Referenztext für diesen Forschungsbe- reich in Frage kommt, wie es jedoch in den bisherigen Forschungsarbeiten fast ausschließlich der Fall war. Auch der bisher gar nicht beachtete zweite Teil der ‚Doctrine‘, die Schrift „Religion Saint-Simonienne“ von Lechevalier und der „Globe“ bis Frühjahr 1831, vielleicht sogar bis zum Sommer des Jahres, können mit gleichem Recht wie der erste Teil der ‚Doctrine‘ als Textgrundlage verwendet werden. Die neuen Quellen konnten im gegebenen Rahmen der vor-

liegenden Arbeit nicht in der Genauigkeit begutachtet und gewertet werden, wie es zu wünschen und angemessen wäre. Von der Forschung wäre das also noch zu Leisten.

Als über das Thema dieser Arbeit hinausgehenden Ausblick möchte ich die in Anmerkung 153 vorsichtig angedeutete Gemeinsamkeit des ‚Faust‘ mit dem ‚Götz von Berlichingen‘ nochmals hervorheben. Vor dem Hintergrund der Anarchie, die beiden Figuren als Entwicklungsrahmen gesetzt wird, könnten die dabei entstehenden Differenzen zu einer wechselseitigen Erhellung beitragen.

## 5. Literatur- und Abkürzungsverzeichnis

### 5.1 Goethe: Werke, Briefe und Gespräche

- „Goethes Werke“, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1909ff. (WA).
- Goethe: „Berliner Ausgabe“, Berlin 1960ff. (BA).
- Goethes Briefwechsel mit Thomas Carlyle, Dachau 1913 (Carlyle).
- Johann Wolfgang Goethe: „Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchener Ausgabe“, München 1997 (MA).
- Johann Wolfgang Goethe: „Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche.“, Frankfurt am Main 1993 (FA).
- Johann Wolfgang von Goethe: „Faust-Dichtungen“, hrsg. von Ulrich Gaier, Dietzingen 1999 (FD).
- Johann Wolfgang von Goethe: „Goethes Briefe und Briefe an Goethe“, hrsg. von Robert Mandelkow, München 1976 (Briefe).
- Johann Wolfgang von Goethe: „Werke. Hamburger Ausgabe“, hrsg. von Erich Trunz, München 1990 (HA).
- Soret, Frédéric: „Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit“, hrsg. von H. H. Houben, Leipzig 1929 (Houben).

### 5.2 Sonstige Primärliteratur der Goethezeit

- Carlyle, Thomas: „Sartor Resartus“, Zürich 1991.
- Schelling: „Werke“, München 1928.
- Ense, Karl-August Varnhagen von: Kommentare zum Zeitgeschehen. Leipzig 1984.

### 5.3 Hilfsmittel / Lexika

- „Goethe-Wörterbuch“, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Stuttgart/ Berlin/ Köln 1978ff.
- Witte, Bernd u.a. (Hrsg.): „Goethe Handbuch in vier Bänden“, Stuttgart 1996.
- Cancik, H., und Schneider, H. (Hrsg.): „Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike“, Stuttgart, Weimar 1996.
- „Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm“, bearbeitet von Dr. Matthias Lexer, Nachdr. München 1984.
- „Diercke-Wörterbuch der allgemeinen Geographie“, hrsg. von Hartmut Leser / Hans-Dieter Haas/ Thomas Mosimann / Reinhard Paesler, München, Braunschweig 1984
- Frenzel, Elisabeth: „Motive der Weltliteratur“, 4., überarbeitete Aufl., Stuttgart 1992.
- Hederich, Benjamin: „Gründliches mythologisches Lexikon“, Darmstadt 1986.
- Cancik, H., und Schneider, H. (Hrsg.): „Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike“, Stuttgart, Weimar 1996.
- Howatson, Mil (Hrsg.): „Reclams Lexikon der Antike“, Stuttgart 1996.
- Ritter, Joachim (Hrsg.): „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, Basel 1971ff.
- Ruppert, Hans: „Goethes Bibliothek. Katalog“, Weimar 1958.

## 5.4. Sekundärliteratur zu Goethe

### 5.4.1 Sekundärliteratur zum ‚Faust‘

- Adorno, Theodor W.: „Zur Schlußszene des Faust“, in: „Noten zur Literatur“, Frankfurt am Main 1981.
- Burdach, Konrad: „Faust und die Sorge“, in: DVJS, 1.1 (1923).
- Eibel, Karl: „Zur Bedeutung der Wette im ‚Faust‘“, in: GJb 116 (1999) S.271-280.
- Fürst, Rudolf: „Der Kampf mit dem Meere in Goethes zweitem Faust“, in: GJB 17 (1896), S. 219-222.
- Gaier, Ulrich: „Fausts Modernität. Essays“, Stuttgart 2000.
- Göres, Jörn: „Faust: Vers 11091 bis 11115“, in: „Im Vorfeld der Literatur. Vom Wert archivalischer Überlieferung für das Verständnis von Literatur und ihrer Geschichte“, Studien herausgegeben von Karl-Heinz Hahn, Weimar 1991, S. 30-34.
- Hans Rudolf Vaget: „Faust, der Feudalismus und die Restauration“, aus: Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980, S. 345-351.
- Härtling, Peter: „Die beiden Alten: Über Philemon und Baucis in Goethes ‚Faust‘; eine literar. Reflexion“, in: Härtling, Peter: „Zwischen Untergang und Aufbruch“, Berlin 1990, S. 238-246.
- Heise, Wolfgang: „Der ‚Faust‘ des alten Goethe: ‚Herrschaft gewinn‘ ich, Eigentum!“ In: „Aufbruch in die Bürgerwelt. Lebensbilder aus Vormärz und Biedermeier“, hrsg. von Helmut Bock, Münster 1994, S. 34-45.
- Henkel, Arthur: „Erwägungen zur Philemon-und-Baucis-Szene im fünften Akt von Goethes Faust (Zweiter Teil)“, aus: Études Germaniques 1983, S. 128-137.
- Henkel, Arthur: „Das Ärgernis ‚Faust‘“, in: „Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘“, Darmstadt 1991, S. 290-315.
- Kaiser, Gerhard: „‚Ist der Mensch zu retten‘ Vision und Kritik der Moderne in Goethes ‚Faust‘“, Freiburg im Breisgau 1994.
- Keller, Werner: „Der klassische Goethe und sein nicht-klassischer Faust“, in: GJB 95 (1978).
- Keller, Werner: „Größe und Elend, Schuld und Gnade: Fausts Ende in wiederholter Spiegelung“, in: „Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘“, Darmstadt 1991, S. 316-344.
- Kreutzer, Leo: „Fiesling Faust und sein Ghostwriter Goethe: Etwas über das Verhältnis von Natur und Ökonomie in ‚Faust II‘“, in: Welfengarten - Hannover 2(1992), S. 22-31.
- Kreutzer, Leo: „Tod in blühender Landschaft: Woran in ‚Faust II‘ Philemon und Baucis sterben“, in: Welfengarten - Hannover 9(1999), S.159-170.
- Kruse, Jens: „Der Tanz der Zeichen. Poetische Struktur und Geschichte in Goethes ‚Faust II‘“, Königstein/Ts. 1985.
- Metscher, Thomas: „Faust und die Ökonomie“, in: „Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘“, S. 278-289, Darmstadt 1991.
- Mieth, Günter: „Fausts letzter Monolog: Poetische Struktur einer geschichtlichen Vision“, in: „Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘“, Darmstadt 1991, S.357-374.
- Osten, Manfred: „Die Tragödie der modernen Übereilung“, Vortrag, gehalten auf dem Goethe-Symposium im Oktober 1999 an der Sophia-Universität in Tokyo. <http://infowww.cc.sophia.ac.jp/g-areas/DE-GoetheSymOsten.htm>

- Schings, Hans-Jürgen: „Fausts Verzweiflung“, in: GJB 115 (1998), S. 97-123.
- Schmidt, Jochen: „Goethes Faust, Erster und Zweiter Teil: Grundlagen-Werk-Wirkung“, München 1999.
- Schmidt, Jochen: „Die 'katholische Mythologie' und ihre mystische Entmythologisierung in der Schluß-Szene des 'Faust II'“, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart 34 (1990), S. 230-256.
- Schneider, Helmut J.: „Das Licht der Welt. Geburt und Bild in Goethes Faustdichtung“, in: DVJS 75,1 (2001), S. 102-122.
- Scholz, Gerhard: „Faust-Gespräche“, Berlin 1967.
- Schöne, Albrecht: „...wie Teufel die Natur betrachten“, in: GJB 111 (1994), S. 141-150.
- Segeberg, Harro: „Diagnose und Prognose des technischen Zeitalters im Schlussakt von Faust II“. In: GJB 114 (1997), S. 63-73.
- Steinmetz, Ralf-Henning: „Goethe, Guibert und Carl von Österreich“, in: GJB 111 (1994), S. 151-170.
- Williams, John R.: „Die Rache der Kraniche. Goethe, Faust II und die Julirevolution“, Zeitschrift für deutsche Philologie, 103. Band (1984), S. 105-127.
- Zimmermann, Rolf Christian: „Goethes Faust und die Wiederbringung aller Dinge: Kritische Bemerkungen zu einem unkritisch aufgenommenen Interpretationsversuch“, GJB 111 (1994).
- Zimmermann, Rolf Christian: „Klarheit, Streben, Wiederbringung. Drei Beiträge zum Verständnis von Goethes Faust“, DVJS 74.3 (2000).

#### **5.4.2 Sekundärliteratur zu Goethe im Zusammenhang mit dem Saint-Simonismus**

- Boyle, Nicholas: „The Politics of Faust II: Another Look at the Stratum of 1831“, in: Publications of the Engl. Goethe Society 52 (1983), S.4-43.
- Hamm, Heinz: „Goethe und Claude-Henri de Saint-Simon“, in: Philosophie und Kunst. Kultur und Ästhetik im Denken der deutschen Klassik, Weimar 1987, S. 134-140.
- Hamm, Heinz: „Julirevolution, Saint-Simonismus und Goethes abschließende Arbeit am 'Faust'“, in: „Aufsätze zu Goethes 'Faust II'“, Darmstadt 1991, S. 267-277.
- Hamm, Heinz: „Goethe und die französische Zeitschrift 'Le Globe'“, Weimar 1998.
- Kahle, Werner: „Goethes Verhältnis zum Saint-Simonismus im Spiegel seiner Altersbriefe.“ Aus: Goethe-Jahrbuch 89 (1972), S. 81-85.
- Mahl, Bernd: „Goethes ökonomisches Wissen“, Frankfurt am Main 1982.
- Pierre-Paul Sagave: „Französische Einflüsse in Goethes Wirtschaftsdenken“, in: Eckhard Catholy, Winfried Hellmann (Hg.): Festschrift für Klaus Ziegler. Tübingen (1968), S. 113-131.
- Schuchardt, Gottlieb C.L.: „Julirevolution, St. Simonismus und die Faustpartien von 1831“, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 60 (1935), S. 240-274, 362-384.
- Zabka, Thomas: „Faust II - Das Klassische und das Romantische: Goethes ‚Eingriff in die neueste Literatur‘“, Tübingen 1993.

### 5.4.3 Sonstige Sekundärliteratur zu Goethe

- Albrecht, Michael von: „Goethes Rezeption der Antike dargestellt an seiner Beziehung zu Ovid“, aus: „Ein Unteilbares Ganzes, Goethe: Kunst und Wissenschaft“, hrsg. von Günter Schnitzler und Gottfried Schramm, Rombach 1997, S. 39-62.
- Anglet, Andreas: „Der „ewige“ Augenblick. Studien zur Struktur und Funktion eines Denkbildes bei Goethe“, Köln, 1991.
- Arnhold, Erna.: „Goethes Berliner Beziehungen“, Gotha 1925.
- Efler, Stefan: „Der Einfluss Justus Möasers auf das poetische Werk Goethes“, Hannover 1999.
- Gallati, Ernst: „Frédéric Soret und Goethe. Nach Sorets unveröffentlichten Korrespondenzen mit seinen Angehörigen in Genf“, Bern 1980.
- Kippenberg, Anton: „Goethe, Dittmar und Lavater“, in: JBDSK Bd. X, 1935.
- Mandelkow, Karl-Robert (Hrsg.): „Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland“, München 1984.
- Schrimpf, Hans-Joachim: „Gestaltung und Deutung des Wandermotivs bei Goethe“, in: Wirkendes Wort 3, 1952f., S. 11-23
- Urzidil, Johannes: „Das Glück der Gegenwart. Goethes Amerikabild“, Zürich 1958.

### 5.5 Literatur zu Saint-Simon, zum Saint-Simonismus und zur Julirevolution

- Carové, Friedrich Wilhelm: Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie, Leipzig 1831.
- Carové, Friedrich Wilhelm: Rezension der 'Doctrin de Saint-Simon. Exposition. Première année'. Aus: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Berlin 1830.
- Charléty, Sebastien: „Histoire du Saint-Simonisme“, Paris 1931.
- „Doctrin de Saint-Simon. Exposition. 2<sup>me</sup> année. 1829-1830“, Paris 1831 (Zit. als ‚Doctrin 1831‘).
- Dietze, Walter: „Junges Deutschland und Deutsche Klassik. Zur Ästhetik der Literaturtheorie des Vormärz“, Berlin 1957.
- Edler, Erich: „Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland“, Frankfurt am Main 1977.
- Emge, Martinus: „Saint-Simon“, München 1987.
- Enfantin, Prosper: „Die Nationalökonomie des Saint-Simonismus“, [zuerst in Folgen in "Le Globe" vom 28.11.1830 - 18.06.1831] hrsg. von Georg Adler und Carl Grünberg, Leipzig 1905.
- Fournel, Henri: „Bibliographie saint-simoniennne“, Paris 1833.
- Hobsbawm, Eric: „The age of revolution. Europe 1789-1848“, London 1962.
- Höppner, Joachim, Seidel-Höppner Waltraud: „Von Babeuf bis Blanqui. Französischer Kommunismus und Sozialismus vor Marx“ (2 Bde.), Leipzig 1975.
- Kloppfleisch, Reinhard: „Freiheit und Herrschaft bei Claude-Henri de Saint-Simon. Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie über die Entwicklung des sozialen Freiheitsbegriffs von Rousseau über Saint-Simon zu Marx“, Frankfurt am Main 1982.

- Kool, Frits und Krause, Werner (Hrsg.): „Die frühen Sozialisten“, Freiburg im Breisgau 1967.
- Lechevalier, Jules und Carnot, Hippolyte: „Religion Saint-Simonienne. Enseignement central“, Paris 1831.
- Petermann, Thomas: „Der Saint-Simonismus in Deutschland. Bemerkungen zur Wirkungsgeschichte“, Frankfurt am Main 1983.
- Ramm, Thilo (Hrsg.): „Der Frühsozialismus. Quellentexte“, Stuttgart 1968.
- Saage, Richard: „Politische Utopien der Neuzeit“, Darmstadt 1991.
- Salomon-Delatour, Gottfried (Hrsg.): „Die Lehre Saint-Simons“, Neuwied, Berlin 1962. Deutsche Übersetzung der „Doctrin Saint-Simonienne, Exposition. Première année, Paris 1829“. Zit. als ‚Doctrin‘.
- Siebers-Gfeller, Stefanie: „Deutsche Pressestimmen zum Saint-Simonismus 1830-1836. Eine frühsozialistische Bewegung im Journalismus der Restaurationszeit“, Frankfurt am Main 1992.
- Sieburg, Heinz-Otto: „Geschichte Frankreichs“, Stuttgart, Berlin, Köln, 1989.
- Hans-Ulrich Thamer: „Karl X.“. In: „Französische Könige und Kaiser der Neuzeit“, hrsg. von Peter C. Hartmann, München 1994, S. 372-412.
- Transon, Abel: „De la Religion Saint-Simonienne“, Paris 1830.
- Vortriede, Werner: „Der Berliner Saint-Simonismus“, in: Heine-Jahrbuch 1975, S. 93-110.
- Walch, Jean: „Bibliographie du Saint-Simonisme. Avec 3 textes inédits“, Paris 1967.

## 5.6 Zeitungen / Zeitschriften

Le Globe. Pariser Wochen-, später Tageszeitung, Jahrg. 1826-1832.

## 5.7 Sonstige Literatur

- Die Bibel. Oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der Übersetzung Martin Luthers, hrsg. von der Württembergischen Verlagsanstalt Stuttgart 1972.
- Blumenberg, Hans: „Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher“, Frankfurt am Main 1979.
- Börm, H. N.: „Abriß der Deichkunde, als Grundlage eines künftig zu vollenden vollständigen Lehrbuches dieser Wissenschaft, systematisch dargestellt“, Altona 1812.
- Curtius, Ernst Robert: „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“, Bern 1948.
- Jünger, Ernst: „Philemon und Baucis. Der Tod in der mythischen und in der technischen Welt.“ Aus: E. J., „Zahlen und Götter. Philemon und Baucis. Zwei Essays.“, Stuttgart 1974.
- Publius Ovidius Naso: „Metamorphosen“, Lateinisch-Deutsch, in deutsche Hexameter übertragen von Erich Rösch, hrsg. von Niklas Holzberg, Zürich/Düsseldorf 1996.
- Stadelmann, Robert: „Meer – Deiche – Land. Küstenschutz und Landgewinnung an der deutschen Nordseeküste“, Neumünster 1981.

## **6. Versicherung**

Hiermit versichere ich, daß ich die Arbeit in allen Teilen selbständig verfaßt und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe.

Die Stellen der Arbeit, die anderen Werken im Wortlaut oder dem Sinne nach entnommen sind, habe ich unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

Berlin, den 6. Februar 2003